
Ex libris
Hannes Sild

Der Fremdling

Otto Soyka

Der Fremdling

Roman

Albert Langen, München

I

Die Abendmahlzeit in der Pension Fenner war beendet. Die Teilnehmer hatten die Tafel verlassen und sich an den vier runden Tischen gruppiert, die in den Ecken des großen, schlecht erleuchteten Raumes standen. Vier gut erhaltene Garnituren von Polstermöbeln besaß Eleonora Fenner, die Inhaberin der Pension. Da sie niemand von ihren Gästen dadurch bevorzugen wollte, daß sie eine davon der Einrichtung seines Zimmers einverleibte, blieb nichts übrig, als in die Ecken des gemeinsamen Speisesaales vier kleine runde Tische zu stellen, um die sich diese Möbel anordnen ließen. Alle vorhandenen Einrichtungsgegenstände stammten aus der Zeit, in welcher der verstorbene Major Fenner Chef eines Bataillons gewesen, das in irgendeinem Grenznest die Wehrmacht des Reiches verkörperte. Er war damals Höchstkommandierender am Ort, und es traten an seine Gattin Repräsentationspflichten heran. Sie kam denselben mit Eifer nach. Ihr erstes war, eine würdige Einrichtung anzuschaffen, in welcher dunkelroter Samt eine große Rolle spielte. Vorhänge, Diwans, Lehnstühle, alles wurde reichlich mit diesem von ihr bevorzugten Material geziert. Noch viele Jahre nach dem Tode des Majors belasteten die

Anschaffungskosten in Form von Monatsraten ihre Witwenpension. Aber sie konnte sich nicht entschließen, die Möbel wieder zu verkaufen und in einer bescheidenen Vorstadtwohnung jenes Leben zu führen, das ihre Bezüge ihr erlaubten. Lieber unterzog sie sich dem Zwange zu erwerben und gründete eine Pension, ein vornehmes und bürgerliches Heim, wie sie es in ihren Annoncen nannte.

Die Gäste des Hauses Fenner waren in verschiedenen Berufen tätig; wer eins dieser Zimmerchen mit dem roten Samtvorhang bewohnte und an den Mahlzeiten mit drei Gängen teilnahm, dessen materielle Situation war nicht geeignet, ihm den Müßiggang zu gestatten. Ihre Angelegenheiten hielten die Pensionäre tagsüber meist gänzlich von der Wohnstätte fern; wenn sie sich aber auch gelegentlich zur Mittagsstunde im Speisesaal versammelten, taten sie es in Eile und strebten, möglichst bald zu ihrer unterbrochenen Beschäftigung zurückzukehren. Nur des Abends gab es ein längeres Beisammensein, da entspann sich auch ein Verkehr. Dann flackerte eine einzige Gasflamme über der verlassenen Tafel. Sie gab eben genug Licht, um dem Dienstmädchen das Abräumen der Geschirre zu ermöglichen, und sie verhinderte, daß einzelne Partien des Saales vollends ins Dunkel tauchten. Auf den Ecktischen brannten kleine Petroleumlämpchen unter bunten Seidenschirmen; sie verbreiteten einen Kreis von matter Helligkeit. Diese Art der Beleuchtung sei stimmungsvoller als die Benutzung des Gaslichtes, meinte Madame Fenner; es war zweifellos auch die wohlfeilere Art.

Allabendlich vereinigten sich dieselben Personen zu Gruppen. Die Unterhaltung, welche in diesen geführt wurde, beschränkte sich auf den engern Kreis; der Saal war so weit, daß die Gespräche des einen Tisches für die andern Gesellschaften kaum mehr vernehmbar waren. —

Zunächst der Eingangstüre, durch welche jetzt nur ab und zu das Dienstmädchen mit Tellern und Gläsern ging, saß die Inhaberin der Pension bei einer großen, magern Dame. Eleonora Fenners breites, gutmütiges Gesicht mit dem starken Doppelkinn und dem dunklen Anflug auf der Oberlippe hatte gerade einen schmerzlichen Zug und auch die Stimme klang klagend. Sie sprach unausgesetzt, ohne daß ihre Partnerin auch nur eine Sekunde lang den Blick auf sie gerichtet oder sonstwie Interesse verraten hätte. Die Pensionsinhaberin bemerkte das nicht einmal. Sie hielt die großen, wasserblauen Augen auf das Profil der andern gerichtet und redete eintönig weiter. Jedermann kannte diesen Zustand Eleonora Fenners. Nach der Abendmahlzeit, vielleicht verursacht durch das Glas Bier, das sie bei dieser Gelegenheit trank, überkam sie das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Während sie zu allen andern Stunden schweigsam ihre Obliegenheiten erfüllte und höchstens dann zu einem Wortschwall bereit war, wenn irgendwer ihren rotsamtnen Lieblingen mit einer Bemerkung zu nahe trat, gab es abends keine Möglichkeit, ihrem Redestrom Dämme zu setzen. Worüber sie sprach? Über alles, das ihr tagsüber zugestoßen war, über alles, das irgendwie zu Sorgen und Befürchtungen Anlaß geben konnte.

Nur, wenn die Zeiten vollständig ereignislos waren, wenn nichts am engen Horizont ihres Daseins als Wolke gedeutet werden konnte, dann tauchten zur gewohnten Stunde Erinnerungen aus jener andern, jetzt leider vergangenen Periode auf, in der sie Frau eines aktiven Offiziers gewesen, und in der es unerhört glänzend und prächtig zugegangen sein mußte; an Stelle der Klagen und Besorgnisse kamen wehmutvolle Schilderungen einstiger Herrlichkeit. Und was immer ihr auch eben am Herzen lag, in diesem Zustande war sie unerbittlich und ruhte nicht eher, bis nicht jede ihr erreichbare Person davon in Kenntnis gesetzt war. Die Pensionäre nahmen eine gewisse Rücksicht auf diese ihre Eigenart. Manche hörten sie teilnahmsvoll an und gaben ihr Mitgefühl zu erkennen, manche begnügten sich damit, sie reden zu lassen. Zu den letzteren zählte die Dame, an die sich jetzt die Ergüsse richteten. Es war Elisa Fenner, die Schwägerin Eleonoras. Sie wohnte seit vielen Jahren bei ihr und zahlte pünktlich am Ersten jeden Monats Miete und Kostgeld.

Über Fräulein Elisa Fenner wurde niemals gesprochen. Die lange, knochige Gestalt mit der scharfen Nase gehörte zu den unvermeidlichen Dingen der Pension, so gut, wie der herbe Wein beim Mittagstisch oder die knarrenden Bettstellen des Nachts. Auffallend war nur der ungewöhnliche Respekt, den die Mehrzahl der Pensionäre dieser Dame entgegenbrachte. Obzwar niemand näher mit ihr bekannt zu sein schien, so waren die Grüße, die ihr galten, besonders häufig und tief. Den größten Teil des Tages

verbrachte sie außerhalb des Hauses. War sie aber anwesend, so verließ sie ihr Zimmer selten und begab sich nur zu den Mahlzeiten in den gemeinsamen Saal. — Während sie den Redeschwall Eleonoras über sich ergehen ließ, blätterte sie in einer Zeitung, die vor ihr lag, und schrieb ab und zu Notizen in ein kleines Büchlein, das sie in der Tasche zu tragen pflegte.

Eleonora Fenners Thema war diesmal der Knabe. So bezeichnete sie einen neuen Pensionär, dessen Ankunft man eben erwartete. Die Geschichte desselben war infolge der abendlichen Erzählungen der letzten Tage bereits jedermann bekannt. Eine vornehme Dame hatte bei Frau Fenner anfragen lassen, ob diese geneigt wäre, ihren Neffen, der die letzte Klasse des Gymnasiums in Rotenfeld besuchen solle, in die Pension aufzunehmen. Der junge Mann hätte vor drei Jahren seiner schwachen Gesundheit halber die Studien unterbrechen müssen und seither im Süden auf dem Gut seiner Tante gelebt. Madame Fenner hatte mit ganz besonderem Spürsinn aus dem Schreiben die Wohlhabenheit der Absenderin erkannt. Das Gut im Süden imponierte ihr. Sofort aber war ihr der Gedanke an die Beschwerlichkeiten gekommen, die ein so jugendlicher Gast für sie bedeuten konnte, und an die Verantwortlichkeit, die sie seinetwegen auf sich laden müsse. Nicht, daß es niemals Personen in ihrer Pension gegeben hätte, die auf sich selbst gestellt und dennoch dem Alter nach erst in der Nähe der Zwanziger gewesen waren! Aber in dem vorliegenden Falle handelte es sich um einen Gymnasiasten. Und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich für sie der Glaube, daß sie

gewissermaßen Mutterpflichten zu übernehmen habe. Außerdem müßte sie der Tante und der Schule gegenüber die Rolle einer Aufsichtsperson durchführen. Sie hatte nie anders als geschäftlich mit jüngeren Menschen verkehrt und besaß eine gewisse Abneigung gegen die Jugend. Das datierte noch aus der Hauptmannszeit ihres Gatten, in welcher er mit den jungen Leuten der Kompagnie seinen Ärger hatte, von dem sie zu Hause wohl noch einiges verspürte. Ihre Bedenken hatte sie wohl überlegt, in ihrer gesprächigen Stunde vielen Zuhörern entwickelt und dann ein Antwortschreiben verfaßt, aus dem zu entnehmen war, daß, in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, auch der Preis für Miete und Kost ein bedeutend höherer wäre, als es sonst bei ihr der Brauch. Ohne weiteres ging man auf ihre Wünsche ein.

Dann galt es noch, verschiedene Formalitäten zu erledigen. Madame Fenner mußte sich auf Veranlassung jener Dame erkundigen, welche Bedingungen zur Aufnahme in das Gymnasium der Stadt der neue Zögling zu erfüllen hätte. Man forderte dort das mit der Abgangsklausel versehene Schulzeugnis der vorhergehenden Klasse und einen behördlichen Nachweis bezüglich des Aufenthaltes, der Beschäftigung und der Unbescholtenheit des jungen Mannes während jener seit seinem Austritt verstrichenen Frist von drei Jahren. Sie berichtete das alles getreulich nach dem italienischen Dorf, worauf ihr umgehend beide Dokumente zugesandt wurden. Die vorletzte Gymnasialklasse hatte er in der Residenz absolviert; die behördliche Note war durchaus entsprechend ausgestellt und mit Giovanni

Mendini, Bürgermeister, unterzeichnet; das Gemeindesiegel des Ortes war dabei. Dem Eintritt in die Anstalt zu Rotenfeld stand nichts im Wege.

Es zeigte sich, daß genug Stoff zu sorgenvollen Betrachtungen für Eleonora Fenner in dem Ereignis enthalten war. Erstens: da kam jemand, man wußte nicht, wie er sei, was er für Ansprüche mache, ein ganz fremder Mensch, und sollte nun zufriedengestellt und richtig behandelt werden! Eine Sorge, die sich an das Erscheinen jedes neuen Gastes knüpfte; dann aber war da die Unreife des jungen Menschen und mußte als Erschwerung der Situation in Betracht gezogen werden. Die Pension Fenner war doch nicht für Kinder eingerichtet! Man brauchte nur an manche von den Anekdoten zu denken, die Herr Bergwill bei Tische zum besten gab. Die Damen konnten bei einigem guten Willen die Pointen überhören; aber ein Kind, ein naives Kind? Und wer sollte mit den Lehrern unterhandeln, wer sollte kontrollieren, ob der Junge seine Pflicht erfüllte? Vielleicht war es sogar notwendig, seine häuslichen Arbeiten zu überwachen und ihn zum Fleiß anzuhalten? — Und ferner: das mit der schwachen Gesundheit war sicher ein neuer Hieb des Schicksals, der speziell auf Eleonora Fenner zielte. Sie vermutete jetzt bereits mit Bestimmtheit, daß der junge Mann schwere körperliche und geistige Defekte aufweisen würde. Was sollte man mit einem armen Krüppel und Idioten beginnen? Alle würden sich beschweren; auf ihren, der Pensionsinhaberin, schwachen Schultern lastete die Mühe und Verantwortung . . .

Immer eindringlicher hatte die Stimme Eleonora

Fenners geklungen, ihre Augen waren feucht geworden aus Mitleid mit sich selber. Und jeder Fremde hätte annehmen müssen, daß die absolute Teilnahmslosigkeit Elisa Fenners gegenüber den Kümmernissen der Verwandten etwas Verletzendes für diese haben müsse. Aber das wäre augenscheinlich ein Irrtum gewesen. Nach den letzten Worten ihrer Rede blieb Eleonora Fenner noch einige Sekunden schweigend und vor sich hinstarrend an dem Tische sitzen, dann aber seufzte sie tief und mit unverkennbarer Erleichterung auf. Irgendwie war die Last ihrer Sorgen durch den gehaltenen Monolog vermindert worden. Sie stellte noch, offenbar aus Dankbarkeit, eine Frage bezüglich der jetzt erst von ihr zur Kenntnis genommenen Beschäftigung Elisas, und, als auch diese Frage unbeantwortet blieb, zwängte sie ihre breite, kurze Gestalt aus der Umklammerung des Fauteuils und ging mit kleinen, wuchtigen Schritten, ein melancholisches Lächeln auf den Lippen, zum nächsten Tisch.

Dort sah man ihrer Annäherung und den kommenden Mitteilungen mit einer gewissen Bereitwilligkeit entgegen. Es war das die Gesellschaft der Frau Adele Reinold, zu welcher, außer der Dame selbst, ihr ständiger Begleiter Herr Traut und zwei junge Herren des Handelsstandes gehörten. Frau Adele Reinold war seit mehreren Jahren Angehörige der Pension Fenner. Sie hatte mit Herrn Traut, ihrem Rechtsbeistand, dort Wohnung genommen, nachdem sie sich vorerst sorgfältig überzeugt hatte, daß nur durchaus anständige Leute hier zugelassen wären. Das war von Wichtigkeit, um ihrer Angelegenheit

nicht zu schaden. Sie strebte nämlich die Scheidung von ihrem Gatten an, einem Advokaten, den sie wegen ungeheuerlicher Dinge, die er sich hatte zuschulden kommen lassen, haßte und verabscheute. Näheres über die Art seiner Verbrechen erfuhr man nicht. Nur aus ihrer Rede und ihrem Benehmen war zu erkennen, daß sie schwere Zeiten durchgemacht hatte und wohl ein Anrecht besaß, vom Schicksal und den Menschen nunmehr mit Güte und Liebe behandelt zu werden. Sie gab an, dreißig Jahre alt zu sein, und legte viel Wert auf Kleidung. Sie hätte es sich nie verziehen, zwei Tage nacheinander im selben Kleide bei der Mahlzeit zu erscheinen. Da ihre Garderobe nur drei Toiletten aufwies, so trug sie diese im regelmäßigen Turnus. — Herr Traut wich nie von ihr. Unweigerlich tauchte hinter oder neben ihr das magere Gesicht des kleinen Mannes auf, der stets erregt war und sich durch malitiöse Bemerkungen allgemein unbeliebt machte. Frau Reinold aber nannte ihn in seiner Abwesenheit ihren Wohltäter und Befreier, dem sie ewigen Dank schuldete. Sie und er lebten außerordentlich sparsam, repräsentierten aber in der Pension anerkanntermaßen die Hautevolee. Gerüchte von großen Reichtümern, die nach Erledigung des Prozesses mit dem Gatten an Frau Reinold fallen würden, waren vielfach verbreitet und wurden von einigen geglaubt. Seit Jahren aber blieb der Zustand beider Personen, der seelische und der materielle, unverändert. — Die Handelsangestellten, die sich ihnen angeschlossen hatten, hießen Banz und Bergmann. Sie waren in einem

großen Konfektionshause beschäftigt und taten sich auf den vornehmen Verkehr viel zugute.

An diesem Tische schenkte man stets den Klagen Frau Fenners Aufmerksamkeit. Frau Reinold betrachtete die Mitteilsamkeit der Wirtin als eine ihr persönlich geltende Ehrenbezeugung und nahm sie leutselig und würdig entgegen. Als jetzt der Redefluß hereinbrach, nickte sie gedankenvoll und sagte: „Ein Knabe!“ Ein besonders zartes Interesse und Verstehen lag in dem Wort.

Herr Traut rückte unruhig mit seinem Sessel und warf auf Frau Fenner die Blicke eines eingesperrten Raubtieres. Mit einemmal schlug er heftig auf den Tisch und sagte mit seiner dünnen Stimme.

„Ich glaube, Sie sind sehr im Irrtum, verehrte Dame. Der junge Mensch hat zwanzig Jahre auf dem Rücken. Das will etwas sagen. In diesem Alter ernährte ich meine Eltern. Ich denke ihn mir durchaus nicht so kindlich. Es ist immer so mit den Dingen, sie haben dann ein ganz anderes Aussehen, als man erwartete. Er wird ein großer, grobschlächtiger Bursche sein, mit Riesengliedmaßen und einer überlauten Sprechweise. Vorlaut und unbescheiden! Er wird uns hier mit seinen Schulangelegenheiten anöden. Ich bin überzeugt, er ist unerträglich und ich hätte am liebsten ......“ Er vollendete nicht; Frau Reinolds Blick hatte sich mit bösem Ausdruck auf ihn gerichtet, und unter diesem Blick wurde er zusehends kleiner und leiser, bis seine Rede in einem ärgerlichen Gemurmel erstarb.

Frau Reinold senkte die Lider und sagte träu-

merisch: „Gymnasium". Niemand am Tisch opponierte mehr gegen die Stimmung, die sie wollte, und Frau Fenner wurde weiterhin nicht unterbrochen. Als sie ihr Pensum erledigt hatte und sich zur nächsten Gruppe begab, überblickte Frau Reinold ihren Kreis und erklärte: „Es ist eine reizende Dame, diese Frau Majorin, ungewöhnlich taktvoll und entgegenkommend." Herr Traut trommelte auf dem Tisch und beobachtete die Art, in welcher sich Eleonora Fenner der anderen Gesellschaft näherte.

Dort lag die Sache nicht so einfach für sie. Der Mittelpunkt jener Gruppe war Herr Bergwill, und der hatte sich häufig in sehr unfreundlicher Weise ihren Vertrauenskundgebungen entzogen. Herrn Bergwills Aufenthalt zählte erst nach wenigen Wochen, und doch hatte er bereits bedeutenden Einfluß unter den Pensionären. Seine soziale Position gab ihm nicht die Ansprüche auf jene besondere Wertschätzung, deren er sich erfreute. Er war Agent, Vertreter ausländischer Firmen, und hatte daher auch des öfteren mehrtägige Reisen zu unternehmen. Aber höchst erfolgreich im Verkehr war seine stets bereite Lustigkeit, seine nie versagende gute Laune. Er galt mit Recht als vortrefflicher Gesellschafter. Kaum einen Gegenstand des Gespräches gab es, zu dem er nicht Scherze und Anekdoten beizustellen wußte. Der Typus eines Schwerenöters und Herzenbrechers aus Mittelstandskreisen war er, und seine etwas derbe Geradheit und Offenheit tat der Beliebtheit keinen Abbruch. Nur Frau Reinold und Herr Traut beehrten ihn mit ihrer Geringschätzung. Frau Reinolds

zarte Nerven litten schon beim Anblick seiner mächtigen, muskulösen Gestalt, und die sonore Stimme bereitete ihr Kopfschmerz. Gelegentlich machte Herr Traut Bemerkungen über den penetranten Humor der Kommis voyageurs und die berufsmäßig gute Laune dieser Menschenklasse. Aber darüber gingen die Feindseligkeiten nicht hinaus. Hingegen zogen andere die Gesellschaft des Herrn Bergwill bei weitem der vornehmen Langweile am Reinoldtische vor. An ihn schlossen sich die Herren Drucker und Denwart, Kollegen der Herren Banz und Bergmnan. Ferner der stille, unscheinbare Herr Meinau, ein ältlicher Witwer, der eine kleine Beamtenstelle bekleidete, und das Ehepaar Benesch, Besitzer eines Wirkwarengeschäftes im vornehmen Viertel. Die hübsche, sehr junge Frau Benesch war in vielleicht allzu auffallender Weise der Gegenstand von Herrn Bergwills Interesse und Zuvorkommenheit.

Frau Fenner hatte ihre harmloseste Miene angenommen. Sie hoffte, sich so unbemerkt unter die Gesellschaft mischen zu können, um das, was sie auf dem Herzen hatte, vorzubringen. Wenn sie auch gegen jede Art von Interesselosigkeit vollständig abgehärtet war, so vertrug sie es nicht, daß ihre Reden mit unziemlicher Heiterkeit aufgenommen wurden. — Die Unterhaltung war im vollen Gange. Herr Bergwill erzählte, und seine Zuhörer waren aufs beste amüsiert. Selbst Herr Meinau, ein kleiner, stets gedrückter Mensch, dessen besonderes Merkmal die nie fehlende weiße Weste bildete, gab von Zeit zu Zeit etwas wie ein meckerndes Lachen

von sich. Die Gesichter der Herren Drucker und Denwart strahlten vor Behagen. Frau Benesch hielt ein Taschentuch vor die Lippen gepreßt, um das Lachen, das ihren Körper schüttelte, zurückzudrängen. Ab und zu prustete sie dennoch los und warf später kleine, beschämte Blicke nach rückwärts in das Dunkel, wie ein Kind, das sich bewußt ist, ungezogen gewesen zu sein und jetzt eine Rüge fürchtet. Ihr rundlicher Gatte sah geradeaus auf den Sprecher und äußerte seine Teilnahme wiederholt durch Händeklatschen. Frau Fenners Hinzutreten hemmte die Fröhlichkeit nicht. Sie aber nahm geschickt eine Pause in der Erzählung Bergwills wahr und begann zu Herrn Meinau, der ihr die Miete schuldete und sich so in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu ihr befand, von der Sache mit dem erwarteten Pensionär zu reden. Herr Bergwill war so ungewöhnlich liebenswürdig, ihr das Wort zu lassen und sie in keiner Weise zu stören. Ja, er ging sogar so weit, Fragen zu stellen, und hatte einen Blick des Interesses für das Schreiben in ihren Händen, das Begleitschreiben, mit welchem die beiden für die Schule bestimmten Dokumente an Frau Fenner gekommen waren und durch dessen Vorweisen sie ihre Erzählung bekräftigte. Beglückt und um vieles freier setzte Frau Fenner ihren Rundgang fort.

Er endete jetzt beim Tische der Erika Wenk.

Erika Wenk und Doktor Max Eynert hatten nur wenige Worte miteinander gewechselt. Eine Anzahl von Tagesblättern lag auf dem Tische. Ihrem Wunsche gemäß hatte Eynert sie gekauft und mit-

gebracht. Er selbst las in einem Buche und warf ab und zu einen Blick auf die metallisch glänzenden Haarflechten Erikas, deren Kopf über die Zeitung geneigt blieb.

Doktor Max Eynert war vor fast einem Jahre zu kurzem Aufenthalt in die Pension Fenner gekommen. Es gefiel ihm dort so vortrefflich, daß er den Abschied immer weiter hinausschob. Er gehörte überhaupt zu den Menschen, die nie etwas Unerreichbares wünschen, dafür aber über alles, was ihnen zugänglich ist, in Entzücken geraten. Er hielt jeden Gegenstand, der in seinem Besitz war, für etwas besonders Schönes und Wertvolles, jedermann, mit dem er verkehrte, für einen Ausnahmemenschen von bedeutenden Eigenschaften. Er war von absoluter Harmlosigkeit und nicht ohne Bildung; auch hatte er viel in guter Gesellschaft verkehrt. Seit Jahren schrieb er an einem rechtswissenschaftlichen Werke; da er aber eine kleine Rente besaß, hatte er sich des weiteren für das Leben keine andere Aufgabe gestellt, als die, es so angenehm als möglich zu verbringen. Die Absicht, eine Zeitlang sparsam zu sein und seinem etwas angegriffenen Nervensystem Erholung zu verschaffen, brachte ihn auf den Gedanken, in die Provinz zu gehen. Dort war er über alles, was er antraf, begeistert. Er schwärmte von der herrlichen Luft der Stadt, er schwärmte von den Theatervorstellungen, den Promenadewegen, der Pension Fenner; und nicht zum mindesten schwärmte er von Erika Wenk. Das war ein Wunder, welches er entdeckt hatte, ein Wunder an Schönheit und

menschlichem Wert. Schade nur, daß die Freunde, denen er über sie schrieb, nicht kamen, um sich selber zu überzeugen. Die kannten seine Art und legten seiner Ekstase keine Bedeutung bei. Das beirrte ihn aber durchaus nicht. Vom Tage seiner Ankunft an hatte er um Erika Wenks Gunst geworben und durfte sich nunmehr mit Recht für wohlgelitten halten.

Erika Wenk war eine junge Dame, die kaum zweiundzwanzig Jahre zählte. Sie hatte weder Verwandte noch Freunde in der Stadt und gab in einigen Häusern Klavierunterricht. Von den jüngeren Herren der Pension war nicht einer, der nicht den Versuch unternommen hätte, mit ihr in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Es war nicht einer, dem dieser Versuch auffallend mißglückt wäre, und doch hatten sich alle bald wieder von ihr zurückgezogen. Irgend etwas in ihrem Wesen bedrückte diese braven Provinzmenschen, engte sie ein, ließ alsbald jenes angestrebte Beisammensein zur Qual für sie werden. Die Herren Banz, Bergmann, Drucker und Denwart erklärten es sich mit Erikas überlegener Bildung; denn sie hatte einige Semester Universitätsstudium absolviert. Es sei nicht angenehm, mit einer Dame zu reden, die sicher jeden Wissensmangel bemerkte, auch wenn sie nicht dergleichen tat. Frau Reinold bezeichnete in ihren Privatgesprächen Erika als eingebildet und höchst arrogant, auch mißachtete sie den Beruf einer Klavierlehrerin im allgemeinen. Das Ehepaar Benesch glaubte sich aus unbekannten Gründen von Erika brüskiert. So hatte

es sich gefügt, daß Doktor Eynert die junge Dame in völliger Vereinsamung fand.

Eines war sicher und wurde selbst von den beiden anderen Damen nicht bestritten. Erika Wenk war schön. Dieses blasse Gesicht von fast griechischem Schnitt mit braunen, energisch blickenden Augen unter der leicht gewölbten Stirne, die von dunklen, schlichten Haaren eingerahmt war, mußte jedermanns Aufmerksamkeit fesseln. Wenn ihre schlanke Gestalt an einem der feindlichen Tische vorbeiging, blieb den Gegnern nichts übrig, als ihre Schönheit für unsympathisch und unliebenswürdig zu erklären, wegleugnen ließ sie sich nicht. Daß Doktor Eynert Erikas Nähe suchte, hatte man begreiflich gefunden; daß er aber in dieser Nähe existieren konnte, daß er die Atmosphäre ihrer Persönlichkeit wirklich ertrug, überraschte dann um so mehr; über seinen Geschmack gab es schließlich nur sehr abfällige Urteile in der Pension Fenner.

Frau Eleonora Fenner begrüßte Erika, die ihre Lektüre unterbrach, um ihr die Hand zu reichen, und auch den Doktor. Dieser erwartete mit humoristischem Zucken der Mundwinkel das Kommende. Ihm hatte es in den letzten Tagen Freude bereitet, die Besorgnisse der Hauswirtin zu erhöhen, indem er aus seinen eigenen Schuljahren viele gefährliche Streiche zum besten gab, die das Entsetzen aller Aufsichtspersonen gewesen waren. Erikas Beifall, den er mit diesen Scherzen suchte, fand er nicht. Ihr war der Zustand der Dame Fenner, diese halt- und hilflose Schwatzhaftigkeit, so gänzlich ferne und unverständlich, daß

sie ihn wie eine Krankheit ansah und mit Mitleid und Schrecken auf ihn blickte. Sie empfand den Spott Eynerts als Roheit und machte ihm gegenüber aus ihrer Mißbilligung keinen Hehl. So war er nunmehr entschlossen, die Scharte auszuwetzen und durch freundliches Eingehen auf das Thema die Befürchtungen der Madame Fenner nach Möglichkeit zu zerstreuen.

„Was auch kommen mag, verehrte Frau, Sie können auf mich zählen," sagte er, beruhigend ihre Hand drückend, „ich kann mit solchen kleinen Burschen umgehen, ich verspreche Ihnen, ich werde mir seine Sympathie und seinen Respekt zu erwerben wissen. Er soll gewissermaßen mein Zögling sein, und wo die Schule nicht ausreicht, ich meine, was die äußeren Formen, den gesellschaftlichen Schliff betrifft, dort werde ich ihn unterrichten. Sie können sich vollkommen auf mich verlassen, ich habe die nötige Autorität."

Diese Worte taten ihr wohl. Auch Erika trug jetzt das ihrige dazu bei, die eingebildeten Schrecknisse zu verscheuchen. Da wurde das Gespräch, wie jedes andere, das in diesem Raum geführt wurde, durch die Ankunft des Erwarteten unterbrochen.

Sein Klopfen war überhört worden, plötzlich stand er im Rahmen der Türe und suchte sich in dem unregelmäßig erleuchteten Saale zurechtzufinden. Neben ihm wurde für einen Moment die Gestalt des Dienstmädchens sichtbar, das einen Handkoffer hielt und nach der Dame Fenner rief. Die Augen aller Anwesenden waren auf den Eingetretenen gerichtet,

dessen Gesichtszüge das eine flackernde Gaslicht nicht zu sehen erlaubte, aber dessen Umrisse sich scharf gegen den helleren Hintergrund des Vorraums abhoben.

Die Vorstellungen der Dame Fenner bezüglich seiner Jugendlichkeit kamen den Tatsachen jedenfalls weit näher, als das Bild, welches Herr Traut entworfen hatte. Diese schmächtige, zarte Figur mit den abfallenden Schultern und dem schmalen Kopf mochte man leicht für die eines Sechzehnjährigen halten.

Frau Fenner war, so rasch als es ihr möglich, aufgestanden und zur Tür geeilt. „Seien Sie mir willkommen," sagte sie und streckte dem jungen Mann beide Hände entgegen. Sie war in ihrem Gedankenkreis so befangen, daß sie fest daran glaubte, die in diesem Falle einzig richtige Begrüßung sei eine mütterliche Umarmung. Aber durch irgendwelche zufällige Umstände wurde ihre Absicht vereitelt. War es die ungeschickte Wendung des Begrüßten, war es der etwas befremdete Blick in seinen klaren blauen Augen, die eine Hand Eleonora Fenners, die schon seine Schulter erfaßt hatte, fiel wieder herab, und nur mit dem Druck ihrer Rechten, mit der sie seine schlanken Finger umspannt hielt, konnte sie ihre Gefühle zur Geltung bringen. „Da sind Sie endlich," sagte sie, indem sie ihn zum Lichte zog. Er folgte mit etwas unbeholfenen Schritten und hielt ihrer Betrachtung stand. Auch die Züge seines Gesichtes hatten etwas besonders Jugendliches, etwas Knabenhaftes; in ihnen und in der ganzen Haltung drückte sich jetzt Befangenheit aus.

„Wir werden gut miteinander auskommen," sagte Frau Fenner hochbefriedigt. „Ihre Frau Tante hat mir alles Nötige mitgeteilt und ich habe im Gymnasium bereits Schritte getan."

„Ich danke Ihnen, Madame," erwiderte er leicht errötend.

„Er ist reizend," konstatierte an ihrem Tisch Frau Reinold, die ihn bis jetzt auffallend durch ihr Lorgnon fixiert hatte. Sie sagte das mit so lauter Stimme, daß der junge Mann nicht umhin konnte, es zu hören. Dieser Umstand wirkte auf seine Schüchternheit nicht mindernd ein.

„Ich werde Sie sofort den Damen und Herren vorstellen," erklärte Frau Fenner, die wieder ganz im Besitz ihrer hausfraulichen Haltung war. Und mit gewichtigen Schritten, durchaus Respektsperson, begann sie mit ihm die Runde, die sie vor kurzem weit weniger würdig in ihrem Abendzustand gemacht hatte.

„Meine Schwägerin, Elisa Fenner. — Erlaube, daß ich dir Herrn Artur Reming, den neuen Pensionär, vorstelle."

Die Angeredete sah von ihren Notizen auf. Auf ihrem Lebenswege hatte diese Dame mehr Menschenkenntnis gesammelt als ihre Verwandte. Und sie fand es für nötig, dem flüchtigen Blick, mit dem sie Artur Remings Gesicht zuerst gestreift, einen zweiten, scharfen und taxierenden nachzusenden. Der junge Mann schlug die Augen nieder und stammelte etwas von „Bemühungen, sich das Wohlwollen zu erwerben".

Elisa Fenner lächelte, so verbindlich es ihre

knochigen Züge erlaubten, und die Vorstellung war beendet.

„Wollen Sie mein Ritter oder mein Page sein?" Mit dieser neckischen Frage begrüßte ihn Frau Reinold. Er errötete wieder und nahm stumm die dargebotene Hand. Statt aber diese an die Lippen zu führen, wie es am Tische Reinold Sitte war, begnügte er sich, sie heftig zu drücken und zu schütteln. Die Dame lächelte etwas schmerzlich, aber sie machte dennoch eine einladende Geste, mit welcher sie auf eines der leeren Fauteuils wies. Aber Artur Reming, der eben von Herrn Traut mit saurem Lächeln, von den beiden Handelsangestellten mit schallendem „Servus" bewillkommt worden war, geriet jetzt in derartige Verlegenheit, daß er über den ihm zugeschobenen Stuhl stolperte und die Aufforderung gar nicht verstand.

„Das ist die unerfahrene Jugend, die das Glück, das sich ihr aufdrängt, nicht versteht," meinte Herr Traut, dem Weiterschreitenden gedankenvoll nachblickend.

„Welches Glück und wer drängt sich auf, Herr Traut?" fragte Frau Reinold mit erhobener Stimme. Sie riß ihn damit aus einem Zustand träumerischer Versunkenheit. Er wußte gar nicht, daß er eben etwas gesprochen hatte, und sicher hatte er niemanden kränken wollen. Keinesfalls doch seine verehrte Freundin!

Artur Reming wurde der Gesellschaft des Herrn Bergwill vorgeführt. Herr Bergwill umschloß mit seiner mächtigen Tatze das schmale Handgelenk des Neuangekommenen und sah ihm dabei lustig augen-

zwinkernd ins Gesicht. „Na, wir werden schon gute Freunde werden, wir zwei!" Das sprach er, von seiner vollen Höhe, zu der er sich bei der Zeremonie aufgerichtet hatte, auf den anderen herabsehend. Der Ausdruck, mit welchem Artur Reming die Hünengestalt musterte, war zweifellos der der Bewunderung. Die Hand, von der sein Gelenk jetzt umschlossen war, hatte vermutlich die Kraft, mit ihrem Druck den Knochen zu brechen.

„Ich freue mich ganz besonders, Ihre Bekanntschaft zu machen," erwiderte er.

Dann kam eine joviale Begrüßung mit den Herren Drucker und Denwart, eine gleichgültige mit Meinau und Herrn Benesch. Bei Beginn seiner Bekanntschaft mit Frau Benesch passierte Artur Reming einer jener Verstöße, die bewiesen, wie wenig gesellschaftlichen Instinkt er besaß. Er tat hier an falscher Stelle das, was bei Frau Reinold angezeigt gewesen wäre. Als er die warme, hübsche Hand der jungen Frau in seiner hielt, beugte er sich plötzlich nieder und küßte sie. Herr Benesch starrte ihn verblüfft mit aufgerissenen Augen an und überlegte, ob diese Handlung eines Gymnasiasten einer Wirkwarenhändlerin gegenüber nicht als Verspottung aufgefaßt werden müsse. Die Frau wurde über und über rot und vergaß es, ihre Hand zurückzuziehen. Da der junge Mann aber eben darauf wartete, behielt er sie noch ziemlich lange. Herr Drucker fand die Situation so komisch, daß er das Lachen nicht zurückzuhalten vermochte, Herr Bergwill stimmte dröhnend ein, und die anderen, schließlich auch Frau Benesch, folgten.

Eigentlich war es das passendste Debüt, das Artur Reming in dieser heiteren Gesellschaft haben konnte.

Es erübrigte noch, ihn mit Erika Wenk und Doktor Eynert bekannt zu machen. In Erinnerung an das vorhergegangene freundschaftliche Gespräch schlug Frau Fenner hier einen mehr familiären Ton an.

„Hier ist er," sagte sie einfach, ihn zum Tische schiebend.

Artur Reming war in den Lichtkreis der Lampe getreten. Das Gesicht, welches Doktor Eynert beim Anblick des „jungen Burschen" machte, dem er gesellschaftlichen Schliff beibringen wollte, und dessen Sympathie und Respekt zu erringen er versprochen hatte, war nicht zu beschreiben. Er hatte die Augen weit aufgerissen und starrte mit halb offenem Munde bald auf die Wirtin, die mit freundlichem Lächeln ihren Schützling aufzumuntern suchte, bald auf den jungen Mann selber, dessen Haltung, während er sich vor Erika Wenk verbeugte, nichts mehr von der früheren Unbeholfenheit verriet.

Erika Wenks schmale Lippen waren aufeinandergepreßt. Ihre Brauen hatten sich leicht zusammengezogen und die Augen waren voll auf Artur Remings Antlitz gerichtet. Forschende, unruhige Augen. Zögernd nur, wie unfreiwillig, nahm sie seine dargereichte Hand und nickte leicht. Kein Wort wurde dabei gesprochen.

„Artur Reming!" Doktor Eynert war endlich wieder soweit Herr seiner selbst, um in diesem Ausruf seiner Verblüffung Luft zu machen. „Du hier!"

Er war aufgesprungen und griff nach der Hand des anderen. Der trat einen Schritt zurück und maß ihn mit dem Ausdruck der Verwunderung. Um Erikas Lippen spielte ein leises Lächeln.

„Pardon? — Herr Doktor — Eynert, wenn ich nicht irre?" Er reichte ihm sehr höflich die Hand. „Sie verkehrten im Hause meiner Tante. Ich freue mich, Sie wiederzusehen."

Doktor Eynerts Miene war um nichts klüger geworden.

„Das ist wirklich sehr nett," meinte Frau Fenner, „daß Sie hier einen alten Bekannten finden. Sie werden sich leichter bei uns einleben, und der Herr Doktor ist ein guter Berater." Sie zog sich zurück, um einige Anordnungen für das Zimmer des Angekommenen zu treffen.

Jetzt war die Aufnahme Artur Remings in die Pension Fenner beendet. Es stand nun bei ihm, sich in eins der vier Lager zu schlagen. Er wählte sofort den Tisch des Herrn Bergwill. Dort räumte man ihm bereitwillig einen Platz ein, und er durfte die interessante Geschichte mit anhören, wie Herr Bergwill in seiner Jugendzeit einem mißliebigen Hofmeister weiße Mäuse in den Ärmel hatte laufen lassen. —

Punkt elf Uhr erlosch die Flamme oberhalb der Tafel. Es war das Signal für die Gäste der Pension, ihre Zimmer aufzusuchen. Kaum hatte Artur Reming sich mit einigen Blicken in seinem Schlafraum zurechtgefunden, als an seine Tür geklopft wurde. Doktor Max Eynert trat ein.

Es war kein freundliches Gesicht, mit dem er empfangen wurde.

„Ich hatte keine Ahnung, daß du dich hier aufhältst," sagte Reming ärgerlich. „Was fällt dir ein, in der Pension Fenner Wohnung zu nehmen?"

„Aber ich wohne doch schon seit einem Jahre hier," verantwortete sich der Angeredete. „Ich habe dir ja zweimal geschrieben."

„So? Allerdings, ich beginne zu glauben, daß man deine Briefe hie und da lesen sollte. Wie aber kannst du dir beikommen lassen, mich mit Toben und Schreien zu begrüßen? Was ist das für eine Art? Wie kommst du dazu, dir so etwas herauszunehmen?"

„Aber Reming, bedenke doch. Ich erwarte einen Gymnasiasten, irgendein Bürschlein. Und da kommst du, und man erzählt mir, du willst hier in die Schule gehen . . ."

„Nun, und?" Die barsche Frage schnitt die beginnende Heiterkeit Eynerts ab und versetzte ihn wieder in den Zustand der Ratlosigkeit.

„Ja, aber ich begreife nicht!" rief er. „Es hieß, du sollst ins Gymnasium!"

„Hast du vielleicht etwas dagegen einzuwenden?"

„Ob ich . . .?"

„Gewiß, was wundert dich dabei, was ist da so unbegreiflich?"

„Aber ich bitte dich!" Und im Tone des unschuldig Gekränkten. „Darüber wundere ich mich also in erster Linie, weil du schon einmal, es sind jetzt, glaube ich, mehr als zwei Jahre her, das Gymnasium mit dem Maturitätszeugnis verlassen hast."

„Ach so! Und das ist der Grund, daß du dir vormundschaftliche Rechte anmaßt, mein Tun und Lassen kontrollierst und öffentlich die geräuschvollen Kundgebungen deines Erstaunens veranstaltest!"

Doktor Eynert war sehr kleinlaut geworden. Der Ton, den Reming ihm gegenüber anschlug, war nichts Ungewohntes, er hatte sich langsam in ihrem Verkehr herausgebildet. Eine gewisse Überlegenheit des anderen erkannte er unumwunden an. Er hatte auch nichts dagegen, daß sie sich in dieser halb scherzhaften Form einer Majorisierung äußerte, zumal seine Empfindungen für Reming wirklich freundschaftlicher Art waren. Auch war er nun bereits selbst zur Einsicht gekommen, daß sein unbeherrschtes Staunen beim Zusammentreffen ein Fehler gewesen. Er saß jetzt mit der Miene eines gescholtenen Schulkindes da und suchte nach Antwort.

„Bedenke doch," sagte er, „den Kontrast! Du hast ein Haus, Pferde, Automobil, du bist dein eigener Herr und nimmst unter den Leuten sogar eine dominierende Position ein. Und so ganz anders ist die Persönlichkeit gewesen, die ich nach den Schilderungen der Frau Fenner erwarten mußte!"

„Ach, sie hat geschildert? Das war brav von ihr."

Eynert kannte Remings Gesicht gut genug, um zu merken, daß das Unwetter sich verzog. Er schlug plötzlich auf seinen Schenkel und rief: „Sei nicht mehr böse und erzähle! Das ist endlich eine Affäre, eine wirkliche Affäre. Du kannst dir denken, wie sie mich interessiert."

„Möchtest du die Güte haben, deine Empfindungen weniger laut auszudrücken? Und des weiteren bitte ich dich, auch dein ehrendes Interesse für meine Angelegenheiten einzudämmen. Es ist nichts, was dich betrifft."

„Reming", sagte Doktor Eynert vorwurfsvoll und schwer betont, „ich bin der diskreteste Mensch von der Welt. Du mußt mir doch die Situation aufklären; schon deshalb, weil ich wieder unbewußt Fehler begehen könnte."

„Es gibt keine Situation. Fehler wirst du keine machen, denn du wirst überhaupt nicht, zu niemandem — verstehst du? — ein Wort von mir sprechen. Dessen möchte ich sicher sein!"

„Du behandelst mich ungerecht. Du weißt, daß ich dein Freund bin, daß Beziehungen zwischen uns bestehen . . ."

„Die paar Mark sind nicht der Rede wert, ich habe sie längst vergessen!"

„Reming!"

„Nun also, ärgere dich nicht weiter," sagte dieser, indem er sich halb lachend in den Stuhl beim Bette fallen ließ, „ich habe ohnehin vermutet, daß du idealere Beziehungen meinst. Aber willst du mit deiner Neugier nicht ein wenig auf die Müdigkeit eines eben aus der Bahn Gestiegenen Rücksicht nehmen? — Nein? Du willst nicht? — Gut, dann muß ich dir wohl oder übel eine kurze Aufklärung geben."

Während Eynert ihm gespannt ins Gesicht sah, zog er seine Zigarettentasche und zündete sich umständlich eine Zigarette an. „Also, — es handelt

sich, wie ja selbstverständlich, um einen Scherz. Wenn du willst, um eine Laune. Ist dir nie der Gedanke gekommen, wie angenehm es sein müsse, einmal dieses uns beiden wohlbekannte Schulleben zu führen, ohne Furcht vor den Unannehmlichkeiten, mit denen sie uns früher gebunden hatten? Ich stelle mir das sehr unterhaltend vor! Unterhaltender als einen neuen Winter, wie die vorhergehenden, im Ballsaal, am Spieltisch und beim Rodeln. Ich besuche heute wieder ein Gymnasium — wenn ich mir denke, daß mich jemand zerschmettert mit der Mitteilung, ich wäre sittenlos, oder in seinem Katalog mit der Bleifeder für ewig vernichtet, so empfinde ich ein lebhaftes Vergnügen an meiner Rolle und besonders daran, daß ich die wirklichen Schwierigkeiten endgültig hinter mir habe. Es ist so anreizend, als dürfe man seiner eigenen Hinrichtung als Zuschauer beiwohnen; oder, um mich schwächer auszudrücken, als käme man einmal dazu, so recht zu ermessen, wie gut der Pelz wärmt, den man jetzt trägt, indem man sich wieder ein wenig vom scharfen Wind anwehen läßt. Aber alles das gibt noch kein rechtes Bild von dem Vergnügen des Unternehmens! Wie oft hat man denn sonst im Leben den Genuß, mehr zu sein, als man scheint, seiner eigenen Situation wirklich überlegen zu sein? Ich glaube, das bißchen Mühe, welches ich mir mache, lohnt sich reichlich. Ich würde es mir, nachdem ich den Einfall hatte, nie verziehen haben, wenn mir die Energie zur Ausführung gefehlt hätte."

Doktor Eynert sah ihn zweifelnd an. „Und wie hast du dir die nötigen Nachweise verschafft?"

„Mit der Abgangsklausel ist alles in Ordnung. Du weißt vielleicht, daß ich im letzten Jahr meines Studiums von einer Anstalt in eine andere übertrat? Die Möglichkeit, diesen Zufall zu benützen, brachte mich überhaupt erst auf den Gedanken. Und das behördliche Papier? Ich war bei Tante Regina in Villa Rocca. Habe ich dir nie von diesen Verhältnissen gesprochen? Ich ließ Signor Mendini, den ehrenwerten Bürgermeister, aufs Schloß kommen. Er war so benommen vor Respekt, daß er das Geld zweimal fallen ließ. Dann brachte er mir zwei Urkunden zur Auswahl; nach der einen hatte ich mein ganzes Leben in Villa Rocca zugebracht. Die war Draufgabe. Die andere paßte besser, sie war nach Bestellung gearbeitet und sprach nur von drei Jahren. Die schickte ich her."

„Und deine Tante hat mit Frau Fenner korrespondiert?"

„Ist das dein letzter Zweifel? Du wirst mir vielleicht zutrauen, daß ich einen Brief, beliebigen Inhalts, von Frauenhand geschrieben, zur Stelle schaffen kann. Und um auch dein Rechtsgefühl zu beruhigen: Tante Reginas Unterschrift und Siegel darf ich aufs Papier setzen. Du wirst dich erinnern, daß ich die geschäftlichen Angelegenheiten von Villa Rocca für sie führe."

„Die Sache ist so unwahrscheinlich," sagte Eynert, „daß ich sie dir beinahe glaube. Dir wäre es ja zuzutrauen!" —

An der Türe blieb Doktor Eynert stehen. Er blickte unsicher auf Reming und sagte: „Verzeihe,

nur eines bitte ich dich, mir zu sagen. — — Handelt es sich um eine der Damen, die in der Pension Fenner wohnen, oder um eine andere?"

„Nein! zum ......!"

Reming fuhr auf, aber Doktor Eynert war schon verschwunden.

Der Zug ärgerlichen Humors, der während dieser Unterhaltung nicht von Remings Antlitz gewichen war, verschwand jetzt mit einem Male. Er musterte die beiden Türen an den Längswänden des einfenstrigen Zimmers. Mit Samtstoffen waren sie verhangen, das mochte die Geräusche für die Nachbarräume verringern. Er horchte scharf auf. Nur ganz dumpf klangen von dem einen Nebenzimmer Stimmen herüber. Es befriedigte ihn. Dort wohnten, wie ihm ein Blick auf die Visitkarten an jener Tür gesagt hatte, die Herren Drucker und Denwart. Er horchte nochmals und war dann mit zwei Schritten bei der Eingangstür, die zum Vorraum führte. Es war dies ein langer, verhältnismäßig breiter Gang, mit Kokosteppichen belegt und jetzt nur durch eine einzelne, niedergeschraubte Gasflamme erleuchtet.

Er lag scheinbar vollkommen verlassen vor seinem Blick. Zur linken Hand gab es nur noch zwei Türen, nach rechts erstreckte sich weithin die Zimmerreihe. Regelmäßig wechselten die tiefdunkeln Türnischen mit dem Dämmerlicht des Ganges. Er lauschte sekundenlang, nahm dann seine Taschenlampe vom Nachttisch und ging, den Weg beleuchtend, nach rechts. Fünf Schritte von seinem Zimmer entfernt, in einer der Nischen stehend, traf er Herrn Bergwill.

Artur Reming ließ das Licht voll auf das Gesicht des anderen fallen und zeigte keine Überraschung. „Waren Sie nicht soeben an meiner Türe?" fragte er.

Herr Bergwill bewegte verneinend den Kopf, aber er konnte sonst nichts antworten; er wurde unaufhörlich von einem inneren Lachen geschüttelt. Reming trat näher und bemerkte die Ursache. Mit Rötel hatte der heitere Mann auf das Holz der Türfüllung eine Figur gezeichnet, deren übermäßig scharfes Profil sehr an Frau Reinold erinnerte.

„Sie haben viel Talent," erkannte Reming an.

2

Pünktlich um sieben Uhr morgens erhielt Artur Reming sein Frühstück. In der Pension Fenner war alle Vorsorge dafür getroffen, daß er die Schulzeit nicht verschlafen solle. Dann machte er seine Antrittsvisite im Gymnasium.

Das alte Haus mit seinen kühlen Gängen erinnerte ihn an die Zeiten ernsthaften Schulbesuchs. Er war in die Direktionskanzlei bestellt, und dort wartete er der weiteren Dinge. Mit ihm gemeinsam meldete sich ein anderer, nur um weniges jüngerer Schüler zur Aufnahme. Die Bekanntschaft war rasch eingeleitet. Jener hieß Karl Sommer und hatte trotz guter Arbeitsresultate infolge persönlicher Mißhelligkeiten mit den Lehrern eine neue Anstalt wählen müssen. Hier hoffte er, das Studium beenden zu können; für seine und seiner Familie Zukunft hing vielerlei davon ab. Mittelgroß, schwarzhaarig, mit scharfen Zügen und guten Augen machte er einen durchaus sympathischen Eindruck auf Reming. Er empfand etwas wie Schuldbewußtsein, daß er das, was diesem Menschen der Lebensernst war, durch seine Handlungen gewissermaßen herabsetzte und mißbrauchte.

Der Direktor kam. Ein kleiner, kränklicher Mann

mit entzündeten Augen; er musterte durch Brillengläser die beiden jungen Leute. — Remings Schilderungen vom Humor der zu erwartenden Schulsituationen waren bestimmt gewesen, zur Beruhigung von Doktor Eynerts Neugierde zu dienen. Trotzdem hatte er wohl damals, als er sich zu der Rolle, die er jetzt spielte, entschloß, an die Möglichkeit gedacht, daß Ähnliches kommen könne. Aber angesichts dieses müden, überarbeiteten Menschen, der sich jetzt nach der Anstrengung des Treppensteigens die Stirne wischte und schwer atmete, hätte jede vorhandene Lust zu Scherzen versiegen müssen.

Der Direktor hielt ihnen eine kurze Ansprache über die Pflichten des Schülers und die Rechte, die sie sich zu erwerben im Begriffe waren. Er schilderte das Schuldasein als beschwerdenreiche Vorstufe, nach deren Überwindung ihnen eine bevorzugte Lebensstellung, ein Dasein der Belohnung und Freude bevorstand. Beide verhielten sich schweigend und nahmen jene respektvolle Haltung an, die der Moment erforderte. Mochte das alles, was sie hörten, auch falsch sein — weder die Mühen der Schule, noch die Aussichten, die sie eröffnete, schätzte Reming auch nur annähernd ähnlich ein —, was kam es darauf an, wie der Gymnasialdirektor in Rotenfeld ihnen gegenüber seine Pflicht erfüllte? In beiden war nur der unklare Wunsch rege, er solle es sich möglichst leicht machen. Der Akt verlief ohne Störung, und sie wurden entlassen, um sich in das Klassenzimmer zu begeben, wo jetzt der erste Tag des Unterrichts begonnen hatte.

Kaum daß die Türe hinter ihnen ins Schloß gefallen, verabschiedete sich Reming von seinem Genossen. „Du entschuldigst,“ sagte er, „aber der Herr dort drinnen hat mich schon zu lange aufgehalten.“

„Wenn dir meine Entschuldigung genügt . . .“ Sie drückten sich die Hand, und Reming eilte die Treppe hinunter.

Gleichmütig suchte Sommer das Schulzimmer auf, wo er auf die Frage nach dem anderen nur seine Verwunderung aussprach, ihn hier nicht vorzufinden. Diese Verwunderung aber hielt der Klassenvorstand für deplaciert und uninteressant. Sommer fand es darauf für gut, sich an eine gewisse unheimliche, krankhafte Blässe zu erinnern, die ihm an dem Abwesenden aufgefallen sei, und er äußerte, daran anknüpfend, ernstliche Besorgnisse bezüglich des derzeitigen Gesundheitzustandes Artur Remings. Damit war die Angelegenheit vorläufig erledigt. —

Eilig, sich in der ihm nur flüchtig bekannten Stadt mehrmals nach dem Wege erkundigend, suchte Reming den Ort auf, wo er jetzt erwartet wurde. Es war ein kleines Kaffeehaus, das sonst zu dieser Vormittagsstunde vollständig leer zu sein pflegte. Tische und Stühle waren eben erst zurecht gerückt worden, auf dem Billardbrett lag ein Stoß unsortierter Zeitungen, ein Mensch, der sich dem Äußeren nach noch nicht in einen Kellner verwandelt hatte, ging mit einem Staubtuche zwischen den Tischen hin und her.

Reming überblickte das Lokal. Bis auf eine Fensternische war es leer von Besuchern. Dort saß

Erika Wenk, die mit der Lektüre der Morgenblätter beschäftigt war und ihm den Rücken kehrte. Rasch begab er sich zu ihr. Sie blickte flüchtig auf und nickte ihm, kaum merkbar grüßend, zu. Ehe er sich an dem Tische niederließ, schob er mit einer kurzen Bewegung den Vorhang vor die Glasscheibe. Und nachdem er dann eine Bestellung gemacht, betrachtete er schweigend sein Gegenüber.

Der Ausdruck in Erika Wenks Gesicht sprach von starker seelischer Erregung. Mit leicht zusammengezogener Stirne, die Wangen gerötet und die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, fuhr sie fort zu lesen, ohne sich um ihre Umgebung zu kümmern. Nach einigen Minuten richtete sie sich plötzlich auf und schob die Zeitung zu Reming hinüber. „Lesen Sie!"

Er nahm das Blatt, ohne den Blick von ihr zu lassen. „Das war alles vorauszusehen," sagte er, „hier ist nichts, das Sie überraschen und erregen dürfte, Erika." Seine Stimme klang beruhigend, als müsse er ihr mit seinen Worten Trost geben.

Die Spannung in ihrer Haltung ließ nicht nach. „Das habe ich nicht vorausgesehen. Das nicht!" Sie sah noch immer abwesend vor sich nieder.

„Was hier steht," fuhr Reming mit eindringlicher Stimme fort, „ist die öffentliche Meinung von heute. Das sind Äußerungen und Ansichten, die mit dem Tage leben und sterben. Die Meinung von morgen kann eine andere sein. Wird eine andere sein! Auch deshalb habe ich Sie aufgesucht."

Sie schien sich erst jetzt seiner Gegenwart wieder bewußt zu werden. „Warum taten Sie es überhaupt?

Ich brauche keinen Beistand. Ich brauche Ihren Beistand nicht, Artur Reming."

„Ich dränge Ihnen meine Hilfe nicht auf. Sie halten mich nicht für Ihren Freund. Vielleicht mit Recht. Aber Hans Leßners Freund bin ich, und seinetwegen bin ich gekommen."

Sie senkte den Blick. „Mißtrauen ist es gewiß nicht, das ich Ihnen entgegenbringe. Aber der Gedanke, daß Sie, gerade Sie, in mein Geschick oder in das eines mir teuren Menschen eingreifen sollten, empört mich. Sie handeln nicht aus Anteilnahme, aus keinem Gefühl der Sympathie. Sie folgen Ihrem Verstande. Den achte ich ja. Wenn Sie helfen, so haben Sie Ihre logischen Gründe, oder auch, es ist eine Laune, eine großmütige Laune! Solche Hilfe verlange ich nicht."

„Mag sein! Jetzt kann ich darüber mit Ihnen nicht rechten. Nehmen Sie an, daß auch meine Freundschaft für Hans Leßner das Resultat von verstandesmäßigen Erwägungen ist, daß ich also auch anders könnte. Aber stoßen Sie mich nicht in seiner Sache zurück. Denken Sie an das hier!" Und er deutete auf das Zeitungsblatt, welches sie ihm gereicht hatte.

Der Prozeß Hans Leßner war eben in jenes Stadium getreten, in welchem die Öffentlichkeit Partei zu ergreifen beginnt. Es gibt einen genau erkennbaren Moment in solchen Angelegenheiten, wo die gleichgültige Kenntnisnahme durch das Publikum sich plötzlich ändert, wo aus unbekannten Gründen die Gespräche über den Gegenstand lauter, die Stellungnahme bestimmter, die Überzeugungen von Schuld und Unschuld unerschütterlich werden. Aus der fremden

Affäre, der man eben noch flüchtige Aufmerksamkeit schenkte, ist mit einem Schlage die eigene Sache geworden, in der man persönlich mitgetroffen wird. Wer war Hans Leßner bis nun? Ein junger Student der Chemie, den wenige Leute kannten, der mit seinem ganzen Leben höchst uninteressant war, der unter der Menge verschwand. Und plötzlich war er zum Erbfeind geworden, auf den sich Haß und Abscheu häuften, nach dessen Verurteilung Hunderttausende verlangten. Das war in dem einen Augenblick geschehen, als der Untersuchungsrichter die Verhaftung des jungen Mannes verfügte.

Ob Hans Leßner schuldig war, konnte niemand mit Bestimmtheit entscheiden. Ein schwerer Verdacht traf ihn; aber nur ein Verdacht. Dennoch war die Wirkung unheimlich. Er wurde zur Zielscheibe zahlloser Angriffe; gegen ihn, sein Vorleben und seinen Charakter standen allerorten Zeugen auf, nichts Hassenswertes gab es, das ihm nicht zugeschrieben wurde. Es war etwas Verblüffendes in der Plötzlichkeit und Vehemenz der Feindseligkeiten, mit denen ihn die Öffentlichkeit bedachte. Man mochte an eine tiefwurzelnde Lust zur Jagd glauben, zur Jagd auf lebendes, menschliches Wild, die heute noch in jedem einzelnen schlummert und jäh hervorbricht, wenn endlich ihr Stichwort fällt. Wie das lawinenartige Anwachsen der Menge auf der Straße hinter einem Fliehenden war es. Die meisten der Verfolger wissen gar nicht, warum er flieht, aber alle Fäuste sind geballt, die Gesichter wutverzerrt, und wehe ihm, wenn er stürzt! — Und unwillkürlich erinnerte man sich an jene

Raubtiereigenschaft, den verwundeten und geschwächten Genossen zu zerreißen. Der Verdacht war es, der hier die Wunde schlug. Er legte sich lähmend auf den Angeschuldigten, machte ihn wehrloser, als die andern, und das war das Signal zum Angriff.

Sofort nach dem mysteriösen Tode des Professor Berlik war Leßners Name genannt worden. Er war der einzige, der ihm nahe gestanden, der einzige, der in die letzten Arbeiten des Professors eingeweiht war. Doch seine Aussage war belanglos gewesen und trug nichts zur Aufklärung der Sache bei.

Die wissenschaftliche Bedeutung Berliks, sein Ansehen und Ruf hätten bereits genügt, das Interesse vieler auf den Fall zu lenken. Man hatte ihn in seinem Laboratorium tot aufgefunden, und man vermutete einen Selbstmord; die Nahestehenden, denen die Denkweise des Toten bekannt war, widersprachen; eher wollten sie eine Unvorsichtigkeit bei der Arbeit mit giftigen Stoffen annehmen, die verderblich geworden war. In den zahlreichen Nachrufen, die unmittelbar nachher erschienen, stand kein Wort von dem Verdacht, daß ein Verbrechen geschehen sei. Nur weil es die Vorschrift so verlangte, wurde von der Behörde eine Untersuchung eingeleitet; und die führte zu dem unerwarteten Resultat. Aus den geheim gehaltenen Nachforschungen drangen mit immer größerer Bestimmtheit Gerüchte an die Öffentlichkeit, die von Mord sprachen. Das Privatleben des Toten entsprach nicht der Vorstellung, die allgemein darüber verbreitet war. Es hatte nichts von jener Gleichmäßigkeit und Ruhe, aus der der wissenschaftliche

Gedanke reift. Vielerlei Leidenschaft und Intrige gab es in seiner Nähe, wenn auch niemand zu sagen wußte, wieweit er selbst an den Dingen beteiligt war. Irgendwie brachte damals die öffentliche Meinung die junge Frau des Professors in Verbindung mit der schweren Tat; aber auch sonst verschonte der Verdacht niemanden, der in Beziehung mit dem Manne gestanden war. Vermutungen, phantasievolle Kombinationen aller Möglichkeiten drängten sich, erhitzten die Gemüter, bis nun, durch die erste Gewißheit, die publik wurde, das Verdachtsgemurmel zum Wutschrei anwuchs.

Die erste Gewißheit war: die Verhängung der Haft über den jungen Mitarbeiter des Professors, den Studenten Hans Leßner, infolge schwerwiegender Verdachtsgründe.

Diese Tatsachen waren den beiden Personen, zwischen denen der Name Hans Leßner gefallen war, nur zu wohl bekannt. Der Bericht, der Erika Wenks Erregung verursacht hatte und der in den meisten Blättern abgedruckt war, handelte von Leßners Jugendjahren und wies in diesen zahlreiche verbrecherische Versuche nach. Von den Diebstählen angefangen, die in der von ihm besuchten Schule besonders häufig gewesen sein sollten, bis zu dem angeblich plötzlich erfolgten Tode seines Vaters, den die Ärzte seinerzeit der Schwindsucht zugeschrieben hatten, das Blatt aber nunmehr als unaufgeklärt bezeichnete, fehlte nichts an der Vollständigkeit des Bildes.

Da Erika noch immer schwieg, hatte Reming mit einigen Blicken den Artikel überflogen. Er sagte

nachdenklich: „Das ist an sich nicht von Bedeutung. Ich sehe nicht einmal die böse Absicht; nichts als die Lust zum Fabulieren; die könnte sich freilich ein harmloseres Thema suchen. Ich denke, mit diesen Angriffen fertig zu werden."

„Was beabsichtigen Sie?"

„Ich will Hans Leßners Unschuld beweisen, nichts anderes."

„Und —" Erikas Blick forschte in seinem gleichmütigen, unbewegten Gesicht, „und wenn Hans Leßner schuldig wäre —?"

„Sie sind Hans Leßners Braut," sagte Reming, indem er in der Zigarettenasche vor ihm zu zeichnen begann. „Von allen Menschen sind Sie ihm am teuersten. Ich wußte das. Ich dachte auch, Sie liebten ihn?"

„Davon spreche ich nicht." Sie vermied seinen Blick und sah nur starr auf das Zeitungsblatt in seinen Händen. „Ich meine, wenn die öffentliche Ansicht die richtige wäre, wenn er den Mord wirklich begangen hätte, wie würden Sie ihn dann beurteilen?"

„Verzeihen Sie; nicht mir, den andern will ich seine Unschuld beweisen, denen, die über ihn ein Todesurteil sprechen könnten. Mich selber interessiert meines Freundes Benehmen in der Angelegenheit, bei der unglücklicherweise Professor Berlik den Tod fand, nicht im geringsten."

Sie sah ihn verständnislos an. „Nicht im geringsten," wiederholte er und begann sich wieder mit der Asche zu beschäftigen. Langsam, in beiläufigem Tone fuhr er fort: „Vor drei Jahren etwa lernte ich

einen jungen Mann meines Alters kennen, der Hans Leßner hieß. Wir bemerkten zuerst eine gemeinsame Vorliebe ... für Waldspaziergänge, glaube ich; und so kam es, daß wir oft Ausflüge miteinander machten. Wir sprachen über vielerlei. ... Wir liebten in gleicher Weise die Musik, wir fanden uns — was war es denn nur? — ja, in der Bewunderung Dostojewskis, ich erkannte viel von meinem eigenen Denken und Wollen in ihm wieder. Ich glaube, ich war stolz darauf, daß er mir Freundschaft entgegenbrachte. — Das wäre so ziemlich die Hauptsache, die zu sagen ist. Sonst hat es wohl noch mancherlei zwischen uns gegeben an kleinen, gemeinsamen Erlebnissen. Er half mir einmal, nachts, in der Umgegend von Villa Rocca, als zwei arme Teufel, die Hunger hatten, Portemonnaie und Uhr von mir zu erlangen suchten und sich dabei etwas roh benahmen. Ich interessierte mich persönlich für das Benehmen eines Herren, der Hans Leßner für ungeeignet hielt, Mitglied des Klubs zu werden. — Aber ich erinnere mich wirklich nicht genau an den Lebensinhalt dieser drei Jahre, das heißt also, an alle meine Beziehungen zu Hans Leßner. — Was fragten Sie mich soeben?"

Ihre Wangen hatten sich dunkler gefärbt und sie schwieg.

„Wollten Sie nicht wissen, ob ich ihn für ‚schuldig' halte?"

„Das allein muß doch heute über die Stellung zu ihm entscheiden."

„Wahrhaftig nein! Darüber entscheidet jenes erste Gespräch, das wir führten, oder jene Affäre in

Villa Rocca, oder, was immer in dieser Zeit geschah! Das alles war Wirklichkeit und Ernst. Die Privatangelegenheit aus seinem Leben aber, die jetzt das Tagesgespräch bildet, die geht mich nur soweit an, als er Hilfe braucht."

„Wenn Sie also Leßners Unschuld beweisen wollen," Erika sah ihm voll ins Gesicht, „was veranlaßte Sie, mich aufzusuchen? Warum taten Sie es in dieser seltsamen Weise?"

„Sie suchte ich auf, weil ich durch Leßner erfahren habe, daß er Briefe und Aufzeichnungen Ihren Händen anvertraut hat. Diese Gymnasiastengeschichte aber — die ist ein dummer Streich, von dem viel gesprochen werden wird, und ich liebe es, solche dumme Streiche zu machen; besonders, wenn ich nebenbei mit ernsten Dingen beschäftigt bin, über die geschwiegen werden soll."

„Ich habe kein Recht, Ihnen in jene Papiere Einblick zu gewähren," sagte sie mit Entschiedenheit.

„Um den Einblick ist es mir nicht zu tun. Ich erwähnte schon, daß ich durchaus kein Bedürfnis habe, mich mit einer Überzeugung von seiner Unschuld oder Schuld zu belasten. Ich brauche sie nicht. Ich fürchte nur, daß diese Papiere in Ihren Händen nicht mehr sicher sind. Ich fürchte, daß Sie selbst, Erika, sich in einer Gefahr befinden."

„Welche Gefahr könnte das sein?"

„Gibt es Privatpersonen, die ein Interesse an Hans Leßners Papieren haben, die vielleicht wünschen, daß sie geheim bleiben oder verschwinden?"

„Ich kann Ihnen über diese Dinge nichts sagen," erwiderte sie nach einer Pause.

„Wenn die Papiere also in Ihren Händen sind und unter Ihrem Schutze bleiben müssen, habe ich nur die Aufgabe, Sie zu warnen."

Er schob den Vorhang ein kleines, wenig merkbares Stück vom Fenster und deutete hinaus. An einer Ecke, schräg gegenüber, stand Herr Bergwill, eifrig mit der Beobachtung eines Auslagefensters beschäftigt.

„Was soll es mit diesem Schwachkopf?" fragte Erika. „Er kokettiert mit der kleinen Frau Benesch und wirft mir Blicke zu. Wie kommt er jetzt hieher!"

„Er wirft Ihnen Blicke zu und kokettiert mit Hans Leßners Papieren. Ich bitte, berücksichtigen Sie das."

„Was ist da zu tun?" fragte sie erregt.

„Ich riet Ihnen eben, die Papiere bei mir zu deponieren."

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „Nein, sie kommen nicht aus meiner Hand."

„Dann müssen Sie mir erlauben, in Ihrer Nähe zu bleiben. Ich bitte um freundnachbarliche Duldung in der Pension Fenner."

Erikas gequältes Gesicht, das Spuren der Erschöpfung trug, wandte sich ihm zu. Mehrmals schien sie sprechen zu wollen und setzte wieder ab. Endlich sagte sie: „Haben Sie Nachsicht mit mir, Artur Reming. Sie wissen nicht alles. Und es kam so plötzlich und schwer ..." Sie beherrschte sich mühsam.

Er wollte ihre Erschütterung nicht sehen. Sein Ton blieb der gleiche, ruhig, sachlich, mehr zu einer

akademischen Erörterung passend, als zu einer Auseinandersetzung, bei der es um das Lebensschicksal eines nahestehenden Menschen ging. „Ich habe heute vormittags noch einiges zu tun, nehmen wir also an, die Schule dauere bis ein Uhr, und ich werde deshalb erst kurz vor zwei beim Mittagessen sein können." Er erhob sich und trank das Glas Likör, welches man ihm gebracht hatte.

Das Kaffeehaus war jetzt vollständig in Stand gesetzt. An einigen Tischen saßen bereits Gäste.

„Es wird wohl gut sein, Erika, Sie gehen vor mir von hier fort. Der Herr da draußen wird Ihnen folgen, und ich vermeide so ein unerwünschtes Zusammentreffen mit ihm. Je später ich seine Aufmerksamkeit auf mich lenke, desto besser; ich habe ihn, als ich kam, auf dem Posten zu finden erwartet, und bin ihm also, dank der geübten Vorsicht, eben noch entgangen."

Einige Minuten nach Erikas Aufbruch verließ Reming das Lokal und begab sich in seine Wohnung.

Eine solche war von seinem Freunde Fritz Barray am Tage vor seiner Ankunft für ihn gemietet worden.

Die beiden Herren, die Reming dort erwarteten, Fritz Barray und Konrad Wehlen, ähnelten einander in der vollendeten Eleganz der Kleidung, in der Sicherheit des Benehmens, wie sie nur die Angehörigkeit zur besten Gesellschaft verleiht. Sie zählten zu Remings Verkehr. In diesem Kreise hatte auch Hans Leßner Zutritt gehabt, Doktor Max Eynert war dort ab und zu nicht unwillkommen gewesen. Es wäre schwer zu bestimmen, welches die

Gemeinsamkeit war, durch die diese Verbindung hergestellt wurde: Fritz Barray, dessen Dasein aus einer Kette von Liebesgeschichten bestand, dessen Daheim einem Frauenboudoir glich, in das die Post alltäglich ein halbes Dutzend parfümierter Briefchen brachte, dessen Element die Salonintrige war, und der in allen Toiletten- und Modeangelegenheiten unter der Jugend anerkanntermaßen den Ton angab, — Konrad Wehlen, der Spieler, der seine Siege am grünen Tische erfocht, dessen korrekte Formen und gleichförmige Höflichkeit jede Intimität aus seiner Nähe zu verbannen schienen, der seine unwahrscheinliche Existenz auf die Karte gestellt hatte und dank seiner Erfolge damals eben begann, zu den bestgehaßten Persönlichkeiten der Residenz zu zählen, — und endlich Artur Reming selber, der Unstete, in seinem Tun rastlos Wechselnde, dem das Schicksal scheinbar nur die eine Aufgabe vorbehalten hatte, sein Geld mit Anstand zu verschleudern, und der doch unablässig nach anderen Aufgaben suchte. — In einem mochten sich alle drei verstehen: in der Sehnsucht nach dem Ereignis, nach der Tat. In gleicher Weise drückte das Alltägliche auf ihren Geist, und in gleicher Weise fühlten sie sich fähig, in einer Zeit des Geschehens und Wagens ihren Mann zu stellen, und sahen sich nun in eine Epoche verwiesen, wo das Menschenleben von der Geburt bis zum Tode in wohlgeregelten festen Bahnen verläuft, wo für das Ungewöhnliche nirgends Raum ist. Sie hatten zuviel Geschmack, um sich offen in Gegensatz zu ihrer Zeit zu stellen. Sie suchten Betätigung im Rahmen dieser Zeit. Sie maßten sich, soviel

man wußte, keine Rechte zu den Handlungen an, die in der Welt von heute für verwerflich gelten; aber die Art, in der sie das eben noch Erlaubte taten, erregte bereits die öffentliche Meinung gegen sie. Wann immer sie mit dem Geist der Zeit zusammentrafen, ob es bei Liebesaffären, beim Spieltisch, oder sonst geschah, stets erkannten sie sich im innern Gegensatz zu ihm. Gespräche darüber hatten sie nicht geführt. Nur bestand eine stillschweigend anerkannte Einigkeit gegen die Menge, und das Gefühl einer gewissen Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit. Nichts war natürlicher, als daß einer dem andern gelegentlich Beistand leistete.

Fritz Barray hatte sich auf einen Aufenthalt von Wochen eingerichtet. Er verband mit seinem Hiersein auch noch die Erfüllung einer Pflicht. Es handelte sich um eine Dame, mit der er im Vorjahre stark geflirtet hatte und die jetzt in Rotenfeld als Gattin eines höheren Beamten lebte. Konrad Wehlen war auf Artur Remings Wunsch eben eingetroffen. Er hatte am Morgen dieses Tages den Spielsaal verlassen und war mit dem Frühzuge nach Rotenfeld gefahren. Seine Zeit war gemessen; die nächste Nacht gehörte wieder dem Spiel.

Reming begrüßte die Freunde und dankte ihnen für die Pünktlichkeit, mit der sie seiner Aufforderung gefolgt waren. So nahe sie sich auch standen, hielten sie dennoch im Verkehr an den Regeln der Höflichkeit fest. Er war hier Wirt und sie seine Gäste. Von Villa Rocca aus, wo er sich im letzten Monate aufgehalten, hatte er an Fritz Barray die Bitte ge-

langen lassen, in Rotenfeld auf seinen, Barrays Namen, eine Wohnung zu mieten und sie ihm zur Verfügung zu halten. Auch hatte er für die beiden dieses Zusammentreffen bestimmt, das eben stattfand. Seine Absichten kannten sie noch nicht, aber sie mochten das Richtige vermuten.

Er brauchte nicht zu fragen, ob ihnen die Angelegenheit Hans Leßners bekannt sei. In diesem Moment war, dank der Presse und ihres Eifers, kein zwölfjähriger Knabe zu finden, der nicht die Schuld des Verdächtigen haarscharf hätte beweisen können; und ihre eigenen Beziehungen zu Leßner waren stark genug gewesen, um ein ganz besonderes Interesse zu rechtfertigen. — Er lud sie ein, beim Tische Platz zu nehmen, und musterte sekundenlang ihre Gesichter. Konrad Wehlens blasse, feine Züge, in denen sich kaum merklich physische Erschöpfung verriet, Fritz Barrays energischen Charakterkopf, mit den dunkeln Schatten unter den Augen und den tiefen Furchen um die Mundwinkel.

„Ich bitte euch um das Versprechen der Diskretion; auch für den Fall, daß ihr mir eure Hilfe versagt.“ Reming sprach leise und im Tone der Konversation. Sie gaben die gewünschte Zusicherung. Dann fuhr er fort:

„Ich bin entschlossen, Hans Leßner zu retten. Ihr könnt seine Situation richtig einschätzen. Er geht der sicheren Verurteilung entgegen. Die Verdachtsmomente sind entscheidend, oder man faßt sie heute auch nur so auf. Das ist dem Resultat nach gleichbedeutend für ihn. Im Lauf der Dinge liegt

sein Todesurteil. — Ich wünsche, diesen Lauf der Dinge zu ändern."

Fritz Barray strich sich langsam die dunkeln, bereits etwas spärlichen Locken aus der Stirn. „Ich denke, daß er zu retten ist," sagte er überlegend; „die Befreiung eines Gefangenen — das gibt es doch in der Wirklichkeit, nicht nur in Fabeln! Ein Gefängnis ist ein Haus mit Türen, ein Kerkermeister ein Mensch mit Taschen. Man kann zu beiden. Mindestens muß man es versuchen. Anderenfalls bleiben noch Möglichkeiten genug. Ich denke mir so eine Art von unterirdischem Gang, oder auch die Sache mit den eingeschmuggelten Kleidern, in denen er dann die Wache passiert. Ich bin überzeugt, daß mit einiger Energie und dem nötigen Verstand die Angelegenheit durchzuführen ist. Die jungen Leute in Rußland haben uns in letzter Zeit Beispiele genug gegeben, wie morsch die modernen Einrichtungen sind, wenn man gegen sie das zu Felde führt, was ihren Erfindern fehlte: Entschlossenheit . . . Ich halte die Sache bei einiger Vorsicht sogar für völlig gefahrlos. Man rechnet hierzulande nicht mit der Tatkraft. Wir werden eben aus diesem Rechenfehler Nutzen ziehen."

Konrad Wehlens Wangen hatten sich leicht gerötet. „Ich nehme teil. Aber ein Einbruch ins Gefängnis oder auch die Bestechung des Personals erscheint mir zu sehr" — er suchte einige Sekunden nach dem Worte — „schablonenhaft, möchte ich fast sagen. Das sind äußerste, letzte Mittel. Auch fehlt ihnen dasjenige, was heute den Erfolg verspricht, die Aus-

nützung des Fortschrittes, der wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, die wir besitzen. Ich stelle mir die Durchführung etwa folgendermaßen vor. Ich skizziere nur und vernachlässige das Detail." Er sprach lebhaft, angeregt, jede Spur von Müdigkeit war verschwunden. „Der Gefangene wird aus dem Untersuchungsgefängnis in den Gerichtssaal geführt. Ich glaube die Justizsoldaten der Eskorte haben keinen richtigen Begriff von einem Automobil; ich glaube sogar, sie haben davon eine ganz irrige Vorstellung und halten das Ding für irgendeine gefährliche Maschinerie. Aber darauf kommt es nicht so sehr an. Mein großer Wagen begegnet dieser Eskorte. Sie führen ihn, Barray, er ist unruhig, es kracht und knattert. Ich sitze neben Ihnen mit einem kleinen einfachen Apparat, den ich mir genau vorstellen kann und den ein Ingenieur, mit dem ich befreundet bin, in einem Tage herstellt. Im Prinzip eine Art Spritze mit Kohlenstaub und Ruß gefüllt. Neben dem Gefangenen findet die Explosion statt. Eine künstliche, konstruierte Explosion, deren Geräusch und Feuerstrahl ein blinder Schuß im Wagen hervorrufen mag, deren Wirkung nach außen ich mit dem Apparat erzeuge, indem ich uns und die Umgebung in eine Wolke von Ruß einhülle. Es wird ein schmutziges Vergnügen. Jedenfalls, die Passanten, zu denen ich die Soldaten rechne, werden an eine Gefahr glauben, an eine Katastrophe, die mit der unheimlichen Maschinerie meines Fahrzeugs zusammenhängt, eine Panik wird entstehen. Findet die Eskorte im Wagen statt, so werden die Pferde

scheuen, Kutscher und Begleitung in Schrecken geraten. Jemand ruft nach Hilfe und reißt den Wagenschlag auf. Hans Leßner wird verständigt und vorbereitet sein. Er benützt den Moment der Verwirrung, um in das Automobil zu springen. Sollte ihn wider Erwarten irgendwer hindern wollen, so sind Sie, Reming, ja eigentlich gänzlich unbeschäftigt bei der Affäre und könnten einigen Anteil nehmen. Und ist er erst im Wagen" — Konrad Wehlen machte eine wegwerfende Handbewegung — „dann nehme ich die Kurbel."

Reming erhob sich und schritt einigemal nachdenklich auf und nieder. Schließlich trat er wieder zum Tische, wo die beiden anderen schweigend seine Meinungsäußerung erwarteten.

„Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit zu diesem Beistand und werde im schlimmsten Falle von derselben Gebrauch machen. Aber ich hoffe, daß es nicht so weit kommen wird, daß wir keine Gewalt anwenden werden. Ich denke mir Hans Leßners Rettung weit geräuschloser, unauffälliger, mehr in den Rahmen unserer Zeit passend, als Sie es vorschlagen. Ich werde Ihnen meine Ansicht auseinandersetzen und bitte Sie, diese zu beurteilen."

Er sprach mit Pausen, oft erst nach dem richtigen Worte suchend, bemüht, seinem Gedanken die möglichst klare Form zu geben. Den Blick hielt er bald auf die Zuhörer gerichtet, bald betrachtete er überlegend die Dessins der Tischdecke. Sein ruhiges, leidenschaftloses Gesicht verriet nur die Anspannung des Nachdenkens. „Ist es möglich, die zu erwartenden

Ereignisse in der Sache Hans Leßners voraus-zusehen? Ich denke ja. Die Untersuchung wird Material herbeischaffen, und es wird vieles davon gegen ihn sprechen. Die Öffentlichkeit wird fortfahren, sich über ihn zu entrüsten, und jedes Beweisstück, das ihm schadet, wird kommentiert und allgemein zur Kenntnis gebracht werden. Ein Bild seines Charakters und seiner Persönlichkeit wird entworfen werden, das ihn jeder Sympathie beraubt. Währenddessen werden Verhöre stattfinden. Unter der Wucht der öffentlichen Stimmung wird jede Zeugenaussage belastend sein. Es gehört mehr Willenskraft dazu, gegen den bestimmten Glauben der anderen die eigene Ansicht aufrechtzuerhalten, als ich dem Durchschnitt der Menschen zutraue. Wer ihn belastet, wird frei und sicher sprechen, wer für ihn aussagt, wird sich selbst mißtrauen und wenig glaubwürdig auftreten. Mit tausend Fäden spinnt die Allgemeinheit ihr Opfer ein. Die Atmosphäre des Tages ist voll von der Überzeugung, daß er schuldig ist. Die Richter, die verhören, die Geschwornen, die entscheiden, atmen in dieser Atmosphäre. Sie nehmen die Überzeugung an, sie brauchten die Beweise gar nicht, um an seine Schuld zu glauben. In einigen Wochen wird man ihm das Urteil sprechen: dann ist er verloren. — Dann erst kann ihn nichts retten als die Gewalt. Aber ich glaube nicht, daß wir diesen Moment untätig herankommen lassen sollen. Was ich hier vor euch entrollte, ist der selbstverständliche, der natürliche Verlauf der Angelegenheit; laßt uns prüfen, ob wir ihn nicht ändern können. Denn hier liegt die Ret-

tungsmöglichkeit, die ich sehe. Müßten wir diese kommenden Dinge als notwendig hinnehmen, wie man es bisher zu tun pflegte, dann könnten wir auch nicht anders gegen sie kämpfen, als mit den Mitteln, die ihr erwähntet, und die man zu ähnlichen Zwecken schon oft genug gebraucht hat, mit Bestechung oder Entführung oder dergleichen. Aber Gefängnistüren sind stark, die Aufsicht ist streng, ich lasse die Frage vorläufig offen, ob unsere Energie dagegen aufkäme — ich verneine sie nicht. Aber ich will nicht mein Vergnügen an einem gefahrvollen Experiment suchen, ich will Hans Leßner retten! Und diese Rettung soll eine vollkommene sein, sie soll ihm nicht die Heimat und Europa für immer verschließen, ihn nicht der Früchte seines bisherigen Lebens berauben. — Und deshalb: es soll nicht so weit kommen, daß die Überzeugung von seiner Schuld allgemein wird, daß sie in Haß umschlägt, daß eine Verurteilung unabwendbar ist. Ihr wolltet einen Verurteilten entführen, ich will einen Angeklagten freisprechen lassen, und ich glaube, ich vermag es. Ich denke dabei nicht an heroische Mittel, an Bestechungen von Richtern, an Fälschungen von Dokumenten. Ich setze sogar eine ideale Handhabung der Justiz voraus, ich denke sie in den Händen von Menschen, die das Recht und nur das Recht suchen. Trotzdem spricht der Faktor mit, den kein Gesetz berücksichtigt, den ich eben nannte: Die Macht der öffentlichen Meinung. Sie kann vernichten — sie muß auch retten können! Unter ihrer suggestiven Gewalt formen sich Ansichten und Beweise. In einem Falle, wie dieser es ist, der schon

in jedermanns Mund kam, hat sie den Vorsitz im Richterkollegium — und dieser Richter ist bestechlich! Ihn zu bestechen verbietet mir auch kein Gesetz. Was ist denn das, jenes Urteil der Öffentlichkeit? Eine Summe von Gerüchten und Klatschereien, von boshaften und rührenden Anekdoten. Das sollte man nicht leiten können? Das müßte man als Fatum hinnehmen? Ich bin erstaunt, daß niemand noch diese Menge, die da über Tod und Leben entscheidet, zielbewußt zu seinen Gunsten stimmen ließ, daß man es dem Zufall überläßt, ihren Sinn zu lenken. Haben Angeklagte sonst so wenig Freunde, oder fehlt diesen der Verstand, die Wichtigkeit dieses Geschwätzes von Hunderttausenden zu ermessen, dieses tödlichen oder rettenden Geschwätzes? Was sind bei diesen Richtern Indizien gegen die Tatsache, daß der Angeklagte einmal ein Kind aus dem Wasser zog, eine kranke Frau unterstützte oder ähnliche Entlastungsbeweise darzubieten hat? Ich werde eine Art Fabrik errichten, in der solche Gerüchte hergestellt werden sollen; Anekdoten, interessante und sympathische Dinge aus dem Leben des Beschuldigten, die ich vorläufig vereinzelt, dann in großen Dosen unter die Menge bringen will. — Habt ihr die Sensationsprozesse der Zeit richtig verstanden? Aus der Million Menschen, die sich ein Urteil anmaßen, werden zwölf durch das Los bestimmt, die es wirklich über den Angeklagten aussprechen dürfen. Diese zwölf zu bestechen wäre schwer und gefährlich, aber vorher die Million zu bestechen, das ist ein Kinderspiel!"

„Ich glaube ungefähr Ihren Plan zu begreifen,"

nahm Fritz Barray das Wort, „er ist mühselig und zeitraubend. Die von mir beabsichtigten Unternehmungen hätten bedeutend schneller zum Ziele geführt. Ich fürchte auch, Sie überschätzen das Votum der Öffentlichkeit, während Sie die Mittel, durch welche sie zu beeinflussen ist, zu leicht nehmen."

„Wir haben es erlebt, daß diese Öffentlichkeit nicht nur freisprach, sondern auch gefällte Urteile stürzte. — Gewiß, wenn ich bloß sentimentale Märchen in Umlauf setze, so werde ich ihm nur in den Nähstuben und Vorzimmern eine Partei schaffen, eine Partei, deren Einfluß vielleicht nicht genügt. Zur Öffentlichkeit gehören auch die gebildeten Stände, die Männer des Geistes und der Idee, und auch diese reklamiere ich für meine Sache. Ich will nicht mehr und nicht weniger tun, als eine Kampagne für den Beschuldigten organisieren, einen Feldzug im Namen der Wahrheit und des Rechtes, wie er ja durchaus nicht mehr neu ist. Diese beiden Schlagworte haben die oft erprobte Macht, ihre Wirkung versagt nicht. Ihnen folgen heute, wie immer, die Zögernden, die nie ein letztes Urteil fällen, die Fanatiker der Wahrheit, die kein Beweis befriedigt, die Mitleidigen und die besonders Selbständigen. Soll man denn erst warten, bis sich das empörte Rechtsbewußtsein eines Volkes von selber erhebt? Das könnte zu spät werden und ist oft genug zu spät geworden! Ich werde dieses Naturereignis ein wenig beschleunigen."

„Ihre Ansicht scheint mir beachtenswert," sagte Konrad Wehlen. „Wenn ich Sie recht verstehe, nehmen Sie an, daß unsere moderne Justiz weit

mehr von äußeren Umständen, von Zufälligkeiten abhängt, als zugestanden wird. Daß die Notwendigkeit, die Unabwendbarkeit des Rechtsspruchs mehr oder weniger ein Aberglaube ist. Sie denken, es wäre Ihnen möglich, ohne in den Lauf des Rechtes direkt einzugreifen, nur durch die Beeinflussung dieser Zufälligkeiten, ein völlig anderes Urteil erreichen zu können?"

„Das glaube ich in der Tat! Die Frage ist nur, ob meine Machtmittel genügen, diese Zufälligkeiten entsprechend zu formen. Ich habe meine persönlichen Fähigkeiten, die ich in den Dienst der Sache stelle, außerdem verfüge ich über Geld und Beziehungen."

„Rechnen Sie unsern Beistand dazu." Konrad Wehlen stand auf und warf einen Blick auf seine Uhr. „Wenn Sie dem wildgewordenen Ding ohne Namen, das jetzt in den Zeitungen gegen Hans Leßner rast, in die Zügel fallen, so werden Sie mich an Ihrer Seite finden, und ich glaube annehmen zu dürfen, Sie, Barray, schließen sich nicht aus."

„Sie können natürlich auf mich zählen," erklärte der Angeredete. „Ich werde Sie zur Stadt begleiten, Konrad Wehlen, und heute oder morgen mehrere Besuche machen. Ich beabsichtige dabei einige Andeutungen über Hans Leßner fallen zu lassen. Andeutungen, wie sie eben am Platze sind; ich werde, wie die Dinge heute stehen, mir noch nicht erlauben dürfen, von seiner Unschuld zu sprechen. Hingegen will ich irgendeine nützliche Fabel erfinden, das Einfachste wird das Beste sein; ich werde durchscheinen

lassen, daß dieser Mord mit einer Leidenschaft zusammenhängt, daß er notwendig war, um eine geliebte Frau aus einer Gefahr zu retten; daß sie die Hauptschuldige ist und Leßner aus Edelmut ihren Namen nicht nennt und die Schuld auf sich nimmt. Man wird morgen in einigen Salons für Hans Leßner schwärmen!"

Eine peinliche Pause trat nach diesen Worten ein. Reming biß sich auf die Lippen und betrachtete sekundenlang scharf und prüfend Fritz Barrays Gesicht. Dieser, im Eifer seiner Pläne, bemerkte es nicht. Dann suchte Reming Konrad Wehlens Auge. Der saß aufrecht, ohne irgend jemand anzusehen, und spielte nervös mit den Fingern. Da Barray keine Antwort erhielt, ließ er seinen Blick, Zustimmung suchend, von einem zum andern gehen; erstaunt nahm er die unverkennbaren Zeichen von Betretensein wahr.

„Es wird besser sein," sagte Konrad Wehlen, sich langsam das Kinn streichend, „Sie erzählen diese Anekdote nicht. Es wird besser sein, daß Artur Reming, der uns zu diesem Spiele aufgefordert hat, es allein dirigiert und bestimmt, was hier zu tun ist."

Reming war ans Fenster getreten und sah hinaus auf den wenig belebten, von der Sonne beschienenen Platz; er sah in dieses grelle Licht, bis ihn die Augen schmerzten. Dann wandte er sich wieder seinen Gästen zu. „Sie haben recht, Barray," sagte er, und seine Stimme klang etwas heiser, „Ihre Geschichte ist eine gute Geschichte, sie wird Hans Leßner

Sympathien verschaffen. Erzählen Sie diese Geschichte, erzählen Sie sie jedem, der sie hören will!"

Konrad Wehlen war im Begriffe zu gehen. Barray erhob sich jetzt ebenfalls und drückte auf die elektrische Glocke. Darauf erschien nach wenigen Minuten die Vermieterin der Wohnung. Es war eine kleine, rundliche Person, mit schriller Stimme und einem untilgbaren Lächeln auf dem wohlgepolsterten Gesicht. Barray übergab in ihrer Gegenwart Artur Reming den Schlüssel. Er erklärte ihr, daß er für einige Zeit verreise und diesem Herrn seine Zimmer zur Verfügung stelle. Sie nickte verschmitzt und warf Blicke des Einverständnisses auf Reming. Es bestand für sie kein Zweifel, daß ihre Wohnung dazu bestimmt war, der Schauplatz eines vornehmen und sehr diskreten Liebesabenteuers zu sein, und sie war überzeugt, daß sie dabei auf ihre Rechnung kommen würde. Aus einigen Worten in der langen Rede, mit der sie sich zu Diensten der jungen Herren erbot, glaubte Reming entnehmen zu können, daß sie ihre besonderen Gründe für diese Überzeugung hatte. Es schien, daß Fritz Barray nicht zum ersten Male die Zimmer gemietet hätte, und daß er in Rotenfeld weniger unbekannt wäre, als er zuzugestehen für gut gefunden.

Nachdem die Formalität der Vorstellung erledigt und die Dame nicht ohne Mühe wieder bewogen worden war, sich in ihre eigenen, im Parterre gelegenen Wohnräume zurückzuziehen, wandte sich Konrad Wehlen nochmals an Reming. „Ich habe da ein halbes Dutzend junger Leute," sagte er, „die

einen sind mir Geld schuldig, den andern habe ich es schon geschenkt, alle wollen sie weiterspielen. Ich habe also sehr großen Einfluß auf sie. Wenn es Ihnen paßt, werden diese Leute mir zuliebe von Wohltaten und Geschenken erzählen, die sie Leßner verdanken."

„Wäre es Ihnen nicht möglich," meinte Reming nach kurzer Überlegung, „den einen oder den andern dazu zu bewegen, wirklich an solche Wohltaten zu glauben? Ich schätze Ihren Einfluß auf Menschen sehr hoch ein."

„Vielleicht ist es möglich. Ich werde heute nachts im Klub nur wenig spielen. — Soll ich auch versuchen, auf Journale direkten Einfluß zu nehmen?"

„Mit Vorsicht. Wir wollen nicht gegen die Meinung der Öffentlichkeit eine andere aufstellen, sondern diese selbst ändern. Der unmotivierte Sturm der Presse gegen den Angeklagten kommt gelegen genug. Sie hat für den Augenblick zuviel getan. Wir werden den Rückschlag benützen, der eintreten muß. Hier Stimmung zu machen, überlasse ich Ihrem Takt."

Als seine Gäste sich verabschiedet hatten, prüfte Reming eingehend die Wohnung, die er Barrays Geschmack verdankte. Es waren zwei sehr hübsche, vornehm möblierte Zimmer mit eigenem Vorzimmer und mit allen modernen Bequemlichkeiten ausgestattet; für seine einigermaßen verwöhnten Ansprüche eine richtige Erholungsstätte nach der Pension Fenner. Es lag in seiner Absicht, sich stets zu ungestörter Arbeit oder Ruhe hierher zurückzuziehen. Nun ließ er die Wirtin kommen und gab ihr Auftrag, Schreib-

utensilien vorzubereiten; dann wünschte er, daß sie täglich sämtliche ihr erreichbaren Zeitungen für ihn kaufen solle. Sie beantwortete seine Aufträge mit dem gewohnten Lächeln und mit der Versicherung, daß sie auch die Bettwäsche täglich erneuern würde. —

Frau Eleonora Fenner empfing ihren neuen Pensionär, als er verspätet zum Mittagessen kam, mit Vorwürfen. Ein Diener aus der Schule war hier gewesen und hatte nach ihm gefragt. Natürlich wußte sie nichts zu antworten und war dann noch durch das lange Ausbleiben geängstigt worden. Er rechtfertigte sich, indem er die Versicherung abgab, es sei ihm nicht mitgeteilt worden, daß heute schon die Anwesenheit beim Unterricht erforderlich gewesen wäre. Er hatte also nach der Anmeldung beim Direktor den Vormittag benützt, um die Stadt kennen zu lernen. Er sagte ihr für ihren Lokalpatriotismus so viel Schmeichelhaftes von den Eigenheiten Rotenfelds, daß sie sich bald zufrieden gab und nur mehr bedauerte, daß ihm selbst das Mißverständnis in der Schule schwere Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Von den Gästen der Pension bekam er nur Doktor Max Eynert zu Gesicht. Dieser saß, Zigaretten rauchend, im Speisesaal und wartete auf eine Gelegenheit, mit Reming zu sprechen. Frau Fenner hatte ihn vor kurzem in gewaltige Verlegenheit gebracht durch die Zumutung, er solle heute, in der Sache des verabsäumten Schulbesuches, seine Autorität jenem gegenüber zur Geltung bringen. Nun war er erfreut, daß ihm die Probe erspart geblieben, und beobachtete Reming mit erwartungsvoller Neugier.

Es stand ganz fest bei ihm, daß hier ein besonders interessantes Geheimnis waltete, und er hatte sich einen förmlichen Feldzugsplan zurechtgelegt, um sich die Teilnehmerschaft zu erobern. Als er nun aber Remings Gesichtszüge, die keine Spur von Launigkeit verrieten, genauer ins Auge gefaßt hatte, zog er es vor, den Angriff auf ein anderes Mal zu verschieben. Und er begnügte sich, die Miene eines Menschen aufzusetzen, dem ein schweres Unrecht geschieht.

3

Mit ehrlichem Mißvergnügen entschloß sich Reming am Nachmittag zu seinem ersten Schulbesuch. Er hätte diese Formalität am liebsten völlig vernachlässigt und nahm sich vor, keinesfalls wirkliches Vergnügen oder wirklichen Ärger an die Komödie zu wenden, mit seinen geistigen und seelischen Kräften nach Möglichkeit zu sparen.

Schon beim Eintritt in das Klassenzimmer spielte ihm seine Zerstreutheit einen ärgerlichen Streich. Er stand einige Augenblicke zögernd an der Tür des stauberfüllten Raumes, in welchem Gespräche, Rufe und Lachen durcheinander klangen, sah eine Menge neugieriger Gesichter auf sich gerichtet und grüßte dann gewohnheitsmäßig: „Habe die Ehre, meine Herren." Nun war das durchaus nicht der übliche Gruß, den sich die Schüler zuteil werden ließen. Artur Remings Gedächtnis, das sehr gut die wenigen Jahre zurückreichte, hätte ihn darüber belehren müssen. Er erregte erst Verwunderung und dann ein lautes Hallo. In seiner Absicht war es durchaus nicht gelegen, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu werden; und halb geärgert, halb belustigt hörte er, während er seinen Platz in den vorderen Bankreihen

wählte, aus allen Bänken, an denen er vorüberkam, laute, ironische Habe-die-Ehre-Rufe ihm entgegenschallen.

Er fand einen Platz neben Karl Sommer, bemerkte zu spät, daß er vergessen hatte, sich mit Papier, Feder und den entsprechenden Büchern auszurüsten, und erfuhr, daß Herr Meider, der Klassenvorstand, ihm das außerordentlich übelnehmen würde.

Dann verstummte mit einem Male das Lärmen, ein bartloser Herr mit faltigem Gesicht und großen, hervorstehenden Augen, die ins Grünliche spielten, war eingetreten. Man stand aufrecht in den Bänken, bis er am Katheder angelangt war und das Zeichen zum Setzen gab. Vorher musterte er mit scharfen Blicken die Reihen und brachte damit einen oder den anderen, dessen Haltung ihm zu ungezwungen schien, zum strammeren Aufrichten. Professor Meider gehörte zu jenen Lehrern, die es verstehen, sich Respekt zu verschaffen. Ja, er hatte aus diesem Respektverschaffen einen Sport gemacht, der ihm weit wichtiger war als der Unterricht. Er repräsentierte geradezu einen Virtuosen im Disziplinhalten. Die Mittel, die ihm zur Verfügung standen, die Schulstrafen und die Klassifikation, waren in gar keinem Verhältnisse zu dem Effekt, den er mit ihnen zu erzielen wußte, zu dieser tiefen Stille, die sofort bei seinem Eintritt herrschte, zu dieser unbedingten Unterwerfung, mit der man seine Aussprüche entgegennahm. — Die Stunde gehörte dem französischen Unterricht, und die Vollzähligkeit der Klasse sprach ebenfalls von der Furcht jedes einzelnen, Professor

Meiders Mißfallen zu erregen: denn die französische Sprache war kein obligatorischer Unterrichtsgegenstand und es stand frei, sich für diese Stunde zu melden oder nicht. Aber der einmal geäußerte Wunsch des Professors hatte genügt, und niemand schloß sich aus. Was Reming betraf, so war dieser bei seinen Aufträgen an Madame Fenner von der Meinung ausgegangen, je mehr Stunden sie für ihn belege, desto besser sei es für seine Absichten; denn er rechnete damals die Schulstunden als vollständig ihm gehörige, nicht weiter kontrollierte Zeit, in der er seine eigenen Wege gehen wollte.

Professor Meider blätterte im Katalog und überblickte von Zeit zu Zeit die Klasse. Da bemerkte er Artur Reming. Unter diesen jungen Leuten, die sich seiner Autorität beugten, hatte der Neueingetretene noch eine Ausnahmestellung, war gewissermaßen noch unerobertes Gebiet. Es mußte sofort etwas getan werden, um diesen Zustand zu ändern; diesbezüglich gab es keinen Zweifel.

Remings Stimmung gegen den Professor war sehr günstig. Er hatte sich fest vorgenommen, nicht mehr aufzufallen und keinen Verstoß gegen die herrschenden Sitten zu begehen. Als er sich mit „Sie, Neuer!" angerufen hörte, erhob er sich bereitwillig, um Rede und Antwort zu stehen.

Vor allem mußte er sich eine Musterung von einer Minute gefallen lassen. Professor Meiders Blick glitt von den Haaren abwärts über die ganze Gestalt und kehrte, in gleich eingehender Weise prüfend, wieder zum Gesicht zurück. Reming war es nicht gewöhnt,

sich derart von fremden Augen abtasten zu lassen, er wurde etwas nervös, was sich darin äußerte, daß er den Blick entsprechend zu erwidern begann. Sofort aber wurde er sich bewußt, wie unzweckmäßig diese Handlungsweise wäre. Er dachte: „Die Begriffe der einzelnen Menschen über das, was man Unverschämtheit nennt, sind durchaus verschieden.“ Und er legte die ganze Liebenswürdigkeit und Offenheit, über die er verfügte, in seinen Blick.

Professor Meider beachtete das sehr wenig. Er sah zwei weitere Minuten, in Gedanken versunken, auf den Katalog in seinen Händen und schien sich des Angerufenen nicht mehr zu entsinnen. Die Klasse verhielt sich währenddem im tiefsten Schweigen. Reming begann, das Benehmen des Herrn einfach läppisch zu finden.

„Wie heißen Sie?“ Professor Meider hatte das so leise gefragt, daß nur in der atemlosen Stille, die hier herrschte, die Worte bis an das Ohr des Angesprochenen kommen konnten.

„Artur Reming“ erwiderte er. Dann herrschte eine Pause.

„Wie heißen Sie?“ wiederholte der Professor nach diesen weiteren dreißig Sekunden.

„Ich heiße Artur Reming,“ war die Antwort. Der sie gab, war rot vor Ärger und nagte an seiner Unterlippe.

„Wie?“

„Artur Reming.“

„Nun also, jetzt weiß ich endlich — noch immer nicht, wie Sie heißen!“

Während Reming bei dem ersten, gedehnt gesprochenen Teil des Satzes befriedigt aufgeatmet hatte, indem er annahm, diese schwere Aufgabe, dem Herrn vor ihm seinen Namen zu nennen, sei glücklich erledigt, traf ihn der zweite Teil dieser Erwiderung, das laut und rasch hervorgestoßene „noch immer nicht, wie Sie heißen!" wie ein Stoß vor die Brust. Einen Moment dunkelte es ihm vor den Augen; er hätte nie geglaubt, noch über soviel Jähzorn zu verfügen, und am wenigsten, daß der ihn bei einer derart kindischen, lächerlichen Sache übermannen könne, in einer Situation, der er sich so weit überlegen wußte. Mühsam gewann er seine Ruhe zurück, dachte krampfhaft daran, daß das Ganze ja nur eine höchst nebensächliche Angelegenheit sei, eine Person betraf, die er nur spielte, nicht war, ihn selbst also eigentlich nichts anging, daß er um keinen Preis zu viel Aufsehen machen dürfe. Dann atmete er tief auf und betrachtete mit dem Ausdruck des Interesses den Professor. Dieser war offenbar mit der Wirkung seiner letzten Worte durchaus zufrieden gewesen. Er sah herausfordernd, mit einem sarkastischen Lächeln auf den Schüler vor ihm. Die plötzliche Änderung in dessen Gesicht, die Entspannung der Züge, der Wechsel von offensichtlichem Ärger zur Ruhe und zum Ausdruck des sachlichen Interesses, schien ihm hingegen sehr zu mißfallen. Reming nahm davon mit keinem Blick Notiz, und, nachdem er die Miene des Herrn zur Genüge beobachtet hatte, kehrte er ihm den Rücken und überzeugte sich von dem Eindruck, den die Szene auf die anderen machte. Mit

Staunen bemerkte er, daß alle nach wie vor unbeweglich, die Augen auf den Katheder gerichtet, saßen und den Vorgang als etwas Selbstverständliches und Alltägliches aufzufassen schienen.

„Nun! Was fällt Ihnen ein?" rief der Professor mit seiner schärfsten Stimme. „Müssen Sie sich erst bei den Mitschülern nach Ihrem Namen erkundigen? Wird es Ihnen endlich möglich sein, mich in Kenntnis zu setzen, wie Sie heißen?"

„Ob mir das möglich sein wird — das weiß ich wirklich nicht, Herr Professor," Reming wandte sich ihm wieder zu und betrachtete freundlich, mit entgegenkommendem Lächeln das dunkelrote Gesicht des anderen, aus dem die zwei boshaft funkelnden Augen herauszuspringen drohten. „Wir werden uns beide Mühe geben, und es wird vielleicht gehen," fuhr er begütigend fort. „Also ich bitte: ich heiße Reming. R,E,M,I,N,G. Ganz einfach, nicht wahr? Reming. Versuchen Sie es einmal nachzusprechen, dann werden Sie es sicher behalten."

Die Wirkung dieser Worte, die in die tiefste Ruhe, die respektvollste Erwartung der Klasse hineingesprochen wurden, war ungeheuerlich. Irgend etwas, wie ein Summen der Entrüstung, ging durch die Reihen, die Köpfe beugten sich, als wollte man nicht dabei gewesen sein, das Unglaubliche wenigstens nicht gehört haben. Professor Meider stand, nach Luft ringend, mit geöffnetem Munde da, und seine Gesichtsfarbe war beängstigend. Die Augen bohrten sich förmlich in Remings Gesicht, der völlige Unbefangenheit zur Schau

trug und gar nicht zu wissen schien, was er eben angerichtet hatte.

Dann brachte Meider mit Anstrengung das Wort „Unerhört" hervor, und dann nochmals, schreiend: „Unerhört!"

Remings Gesicht drückte fragendes Erstaunen aus, weiter nichts. „Wie sagten Sie, bitte?"

Professor Meider mußte die Augen abwenden; diese Ruhe und Selbstverständlichkeit, das war zuviel. Er nahm seine Zuflucht wieder zum Katalog und blätterte einige Sekunden lang, während er überlegte.

Und die Überlegung dieser Sekunden erbrachte den Beweis, daß der Professor seine berühmte, von allen Kollegen beneidete Autorität den Schülern gegenüber gewiß zum großen Teil seinem Verstande zu danken hatte. Er sah in diesem Augenblick mit voller Klarheit ein, daß ihm kein Machtmittel zu Gebote stand, um das Benehmen des Schülers Reming auch nur annähernd zu strafen; er sah, daß dieses Vorkommnis eine schwere Gefahr für seine Position in sich barg, daß er die Möglichkeit gar nicht eingestehen durfte, es gebe überhaupt ein Ankämpfen gegen den Respekt, den er genoß. Und als er nun die Augen auf den Rebellen richtete, war zwar sein Gesicht noch immer ein wenig verzerrt, aber die Stimme hatte wieder ihren gewöhnlichen, schneidenden Klang angenommen. „Setzen Sie sich," sagte er, „Sie sind noch viel unfähiger, als ich dachte." Und nach einer Minute, während welcher er sich von neuem mit Lektüre in seinem Katalog beschäftigt hatte, fügte er hinzu: „Wenn sich dasselbe

geistige Versagen auch bei der Prüfung zeigen sollte, kann Ihnen eben niemand helfen, niemand! Wie Sie durchkommen sollen, weiß ich nicht!" Das war sein stärkster und letzter Trumpf.

Sei es, daß gerade diese Drohung bei Reming wenig verfing, sei es, daß er die Selbstbeherrschung und kluge Mäßigung des Herrn besonders gut zu würdigen wußte, er empfand keinerlei Ärger mehr, sondern eher eine gewisse anerkennende Sympathie für diesen Mann, der sein Tyrannengeschäft gut verstand. Er fühlte sozusagen seine Zugehörigkeit zu dessen Partei, gegenüber der von ihm eingeschüchterten Schülerschar.

Die Angelegenheit diente immerhin dazu, Reming unter seinen Mitschülern zu Ansehen zu verhelfen. Die Intelligenten der Klasse, die auch der führende Teil waren, hatten wohl die Fähigkeit, das Vorgefallene zu begreifen. Zwar veranlaßte sie ihr geringes Wohlwollen für den Neuling und eine Art Schuldgefühl in bezug auf ihre eigene, seit Jahren bewiesene Unterwürfigkeit gegen Professor Meider zur Mißdeutung: sie legten die Sache dahin aus, daß Reming schließlich eine entscheidende Abfuhr erhalten hätte; aber er kam in den Ruf eines Desperados, dem gegenüber Höflichkeit und Rücksicht am Platze sei.

Karl Sommer und er gingen nach der Schule ein Stück Wegs gemeinsam.

„Ich begreife nicht," sagte jener zu Reming, „wie es möglich war, daß du sieben Klassen an einer Staatsanstalt absolviert hast. Ich verstehe deine

Haltung und erkenne sie an; aber wenn dir bei einer solchen Geringfügigkeit dein Temperament in dieser Weise durchgeht, wirst du niemals die Matura erreichen."

Reming dachte nach, ob ihm diese Sache vor drei Jahren, als er noch nicht gelernt hatte, korrektes Benehmen und Höflichkeit zu fordern und zu geben, ebenfalls als Geringfügigkeit erschienen wäre. Gleichzeitig fühlte er sich gedemütigt durch die unverdiente Anerkennung, die ihm ausgesprochen wurde. Der andere, den die Angelegenheit stark zu beschäftigen schien, kam später nochmals darauf zu reden, indem er sagte: „Ich glaube, daß ich gegen solche Dinge jetzt abgehärtet wäre. Ich habe mein Ziel im Auge und würde mich kaum mehr ablenken lassen."

Reming begab sich in seine Privatwohnung, wo er eine Anzahl von Briefen schrieb. Hier nahm er sich endlich Zeit, die Gerichtssaalrubrik der Tagesblätter zu lesen und sich genauer über den momentanen Stand der Affäre zu orientieren, der er seine Kräfte widmete. Obwohl er die Sicherheit, mit welcher Hans Leßner allgemein als Mörder bezeichnet wurde, bereits am vorhergehenden Tage in den Kundgebungen gefunden hatte, wurde er auch diesmal angesichts derselben betroffen. Er fragte sich wieder und wieder, wie es möglich sei, das vorhandene Belastungsmaterial als entscheidend zu bezeichnen und darauf ein endgültiges Urteil zu bauen. Er überdachte nochmals alle Umstände, wie sie nach und nach bekannt geworden.

Zu dem Laboratorium, in welchem Professor

Berlik monatelang vor seinem Ende gearbeitet hatte, war jedermann der Zutritt untersagt, mit Ausnahme seines jungen Mitarbeiters Hans Leßner und eines alten Dieners. Auf die Einhaltung dieser Maßregel wurde mit größter Strenge gesehen, da es wichtig war, daß nichts über die Arbeit Berliks vorzeitig in die Öffentlichkeit dringe. Man wußte, daß er sich mit der Chemie der Giftstoffe befaßte, und tiefer Eingeweihte sprachen andeutungsweise von einem Auftrage der Regierung. Welcher Art derselbe sei, war dann naheliegend genug. Längst hatte man das Problem erörtert, ob es nicht vorteilhafter — andere sagten: humaner — sein dürfte, Hohlgeschosse statt mit Eisen und Kugeln mit giftigen Gasen zu füllen. In europäischen Staaten waren mehr oder weniger offiziell bereits Versuche vorgenommen worden, und zahlreiche Gutachten lagen vor. Professor Berlik, als anerkannte Autorität in sprengtechnischen Fragen, hatte sich wiederholt für die Neuerung eingesetzt, und man vermutete, daß er jetzt an der Vervollkommnung einer Erfindung arbeitete, die er selbst auf diesem Gebiete gemacht. Es handelte sich dabei um die technische Lösung mannigfacher Aufgaben. Das tödliche Gas mußte in genügender Menge im Hohlraum der modernen Granate komprimiert werden können; es sollte möglichst rasch bei der Einatmung die Kampfunfähigkeit bewirken, und diese durfte nicht bloß vorübergehend sein. Dann mußte ein entsprechend großer Wirkungsbereich des Schusses erzielt und deshalb verhindert werden, daß durch die Explosion größere Quantitäten des Gases in unschäd-

liche Höhen getrieben würden. Es galt also, einen Stoff zu finden, der diesen Anforderungen der Kriegstechnik entsprach, und ihn dann auf seine Verwendbarkeit zu prüfen. Wieweit der Professor sich seinem Ziele genähert, und auf welchem Wege er versucht hatte, es zu erreichen, erfuhr man nicht. Selbst über die Materialien, mit denen er experimentierte, verlautete nichts Bestimmtes, man nahm aber an, daß er durch Zusätze und ein ihm allein bekanntes Verfahren die Kohlensäure zu seinen Zwecken gebrauchsfähig machen wollte.

Auffallend war vor allem gewesen, daß keine Notizen, keine Aufzeichnungen, überhaupt nichts Schriftliches vorgefunden wurde, das auf seine Arbeiten Bezug hatte; daß also scheinbar die Resultate seiner langwierigen Bemühungen in keiner Weise von ihm fixiert worden waren. Das widersprach den wissenschaftlichen Gebräuchen und schien so unwahrscheinlich, daß man weit eher annehmen mußte, solche Aufzeichnungen seien wohl vorhanden gewesen und von irgend jemand nach dem Tode des Gelehrten entwendet worden. Ein gewisser Verdacht lenkte sich naturgemäß auf Hans Leßner und den Laboratoriumsdiener. Die Behörde neigte schon anfangs zum Glauben an ein Spionageverbrechen und vermutete den Verkauf der Papiere an eine fremde Macht. Nun stellte die gerichtsärztliche Untersuchung fest, daß der Professor nicht durch die Einatmung giftiger Gase seinen Tod gefunden, sondern daß das Gift durch eine kleine Stichwunde am Unterarm in den Körper gebracht worden war. Und, was entscheidend sein

mußte für die Annahme eines Verbrechens: es handelte sich dabei gar nicht um einen der Giftstoffe, die man im Laboratorium vorfand und von denen man also behaupten durfte, Berlik hätte sich ihrer bei seinen Arbeiten bedient. — Und gegen jene Vermutung, daß ein Selbstmord vorliege, die zuerst laut geworden, sprach dieser letztere Umstand; ebenso aber der Mangel aller glaubhaften Motive. Professor Berlik war als äußerst ruhmliebend bekannt, er hatte mit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit reichlich Erfolg geerntet, neue Erfolge waren bereits gesichert und standen unmittelbar bevor; gerade von der Arbeit, der er sich eben hingab, erwartete er die volle Anerkennung der maßgebenden Kreise. Er fühlte sich seiner Sache sehr sicher und hatte nicht verheimlicht, daß er von seiner Leistung hochbefriedigt war. Nichts schien unwahrscheinlicher, als daß er sich in diesem Moment freiwillig vom Dasein getrennt hätte.

Bestimmtere Formen nahm der Verdacht der untersuchenden Kommission erst an, nachdem durch die Aussagen des Dieners festgestellt worden war, daß die persönlichen Beziehungen zwischen dem Gelehrten und Hans Leßner in letzter Zeit keine guten gewesen. Es hatte häufig Streit gegeben; die Gereiztheit Berliks gegen den Mitarbeiter äußerte sich des öfteren auf unzweideutige Weise in der schroffen und unliebenswürdigen Behandlung, deren Zeuge der Diener gewesen, auch in gelegentlichen Worten zu diesem letzteren selbst. Zwei Tage vor Berliks Ableben war es sogar zum vollständigen Bruche

gekommen, und Hans Leßner hatte seine Arbeit im Laboratorium nicht mehr fortgesetzt. Diese Aussagen bestätigte ein Brief Leßners, der vorgefunden wurde, und in welchem er den Professor um eine letzte Unterredung ersuchte.

Und endlich wurde durch die Aussagen anderer Zeugen bewiesen, daß Hans Leßner eine Stunde vor der Auffindung des Toten im Laboratorium gewesen war. Es war zur Mittagszeit, während welcher der Diener sich stets entfernte, auch dann, wenn der Professor selbst, wie es häufig geschah, seine Arbeiten nicht unterbrach. Dieser Umstand mußte Hans Leßner bekannt sein. Wenn er jene Stunde für seinen Besuch wählte, so hatte er Aussicht, unbemerkt zu bleiben. Trotzdem war er vom Hausverwalter und einigen Studenten gesehen worden.

Das Interesse der Öffentlichkeit für den Fall war von Anfang an vorhanden gewesen. Auch der politische Hintergrund, die Möglichkeit eines Spionageverbrechens, reizte die Neugier. In den Kreisen, die den Verkehr des Professors gebildet hatten, gingen zurzeit jene Erzählungen von Mund zu Mund, die sich mit dem Privatleben des Gelehrten befaßten und Henriette Berlik, seine junge und schöne Frau, zum Gegenstand hatten. Das eine oder das andere Gerücht drang in verhüllter Form auch in die Journale. Liebesaffäre und Spionage vereinigten sich in der Vorstellung des Publikums zu allerlei grotesken Kombinationen, denen man nur zum geringsten Teil Ausdruck zu geben wagte. — Da erschien der amtliche Bericht, gleichzeitig wurde die Verhaftung Hans

Leßners bekannt, und damit war die neue Situation geschaffen.

Der Bericht war von demselben polizeilichen Funktionär verfaßt, der die Untersuchung geleitet hatte und die Aufklärung des Falles für seinen Scharfsinn in Anspruch nahm. Er schilderte Hans Leßners Persönlichkeit als die des typischen ehrgeizigen Strebers, der keine Rücksicht kennt. An Professor Berlik hatte er sich angeschlossen, weil er sich von ihm Förderung aller Art erwartete, und hauptsächlich deshalb, weil die eigene Unfähigkeit, wissenschaftliche Erfolge zu erzielen, ihn dazu trieb, sich wenigstens in die Sphäre eines fremden Erfolges, den ein Geistigüberlegener errang, einzuschleichen; vielleicht weil er hoffte, daß sich Genialität erlernen lasse. Und dann war statt dessen der Neid gekommen. — Der Autor des Berichtes tat sich nicht wenig zugute auf dieses modern-psychologische Fundament seiner Erklärung des Kriminalfalles. Er konnte es nicht unterlassen, die Qualen zu schildern, die der Unbegabte als Zuschauer beim Werk eines großen Geistes empfinden mußte, in der Erkenntnis, daß dem anderen das so leicht wurde, was ihm selbst auf ewig versagt war. — Das Geldmotiv rückte ganz an die zweite Stelle. Erst während des Fortschreitens der Arbeit sollte in Hans Leßner der Gedanke aufgetaucht sein, daß hier eine Möglichkeit wäre, sich zu bereichern, und daß er seine Geldgier und seinen Haß gleichzeitig befriedigen könne. Die Erfindung Professor Berliks mußte einen Wert von vielen Millionen repräsentieren. Aber ehe der geplante Diebstahl zur

Ausführung kam, hatte der Gelehrte Verdacht geschöpft. Die Aufregung des jungen Mannes dürfte ihn verraten haben, oder war es eine Unredlichkeit, bei der er sich nicht genug vorsah — Berlik wies ihm die Tür. Damit besiegelte er erst sein Todesurteil. Hans Leßner konnte von jener Absicht nicht mehr lassen, er hatte vielleicht an eine nicht näher bezeichnete fremde Macht, die sich für Berliks Erfindung interessierte, schon bindende Versprechungen gemacht, wohl gar einen Teil des Lohnes bereits erhalten; ihm blieb kein anderer Weg als die Gewalt. Die Aufzeichnungen Berliks mußte er in seine Hand bekommen und ihn selber, den einzigen Menschen, der bereits Mißtrauen gegen ihn hegte, mußte er beseitigen. Deshalb hatte er sich um diese Unterredung beworben, deshalb war er in Abwesenheit des Dieners noch einmal ins Laboratorium gekommen. Was dort zwischen den beiden vorgegangen war, konnte jeder sich selbst ausmalen. Leßner hatte um die Zurücknahme seiner Verweisung von der Arbeitsstätte gebeten, er machte Versprechungen, flehte und berührte dabei den Arm des anderen. Und das war der Moment, in dem er ihm mit einer kleinen Spritze, wie sie von Ärzten zu Injektionen benutzt wird, den winzigen, verderbenbringenden Stich beigebracht hat. Das Gift mußte in Sekunden getötet haben. Berlik hatte kaum mehr einen Laut von sich gegeben.

Diese Deutung war es, die man allgemein akzeptiert hatte. —

Daß Artur Reming eine solche Erklärung ohne weiteres verwerfen mußte, lag an der besseren Kenntnis von Hans Leßners Persönlichkeit, die er besaß. In

erster Linie wußte er, daß Leßner ein Mensch von ganz besonderer Fähigkeit und wissenschaftlicher Eignung war, der es sicher nicht nötig hatte, vom Geist eines andern zu zehren, irgend jemand um sein Können zu beneiden. Aber, auch abgesehen von der falschen psychologischen Motivierung, schien ihm das logische Gebäude dieser Erklärung Lücken und Widersprüche aufzuweisen. Woher stammte das Zerwürfnis zwischen dem Professor und seinem Mitarbeiter? Wäre es wirklich auf den Verdacht der Unredlichkeit zurückzuführen, so hätte Leßners Verbleiben in dem Laboratorium, in welchem Dinge von solcher Wichtigkeit geschahen, keinen Augenblick mehr geduldet werden dürfen; es hätten nicht erst noch Tage vergehen können, bis es zum wirklichen Bruche kam. Und brauchte Leßner, wenn er einen Verrat beabsichtigte, überhaupt die Papiere Professor Berliks? War er nicht monatelang mit ihm an der Arbeit gewesen, vermochte er nicht selber die nötigen Aufzeichnungen zu machen, und genügte nicht die Kenntnis des Prinzips jener Erfindung? Und durfte er hoffen, daß sein Verbrechen unentdeckt blieb und er die Früchte desselben genießen konnte? Ein Mann von Ansehen starb unter geheimnisvollen Umständen; daß die Spuren des Giftes im Körper nachzuweisen waren, mußte Leßner wissen; waren die Folgen für ihn nicht vorauszusehen, durfte er glauben, der Anklage entgehen zu können? Und er, der als Ehrgeiziger dargestellt wurde, dem es um die Anerkennung der Welt zu tun sein sollte, er belud sich ohne weiteres mit dem furchtbaren Verdacht, der ihn aus der

Gesellschaft ausschließen mußte, auch wenn die Beweise nicht genügten? Warum war nichts geschehen, um das Verbrechen zu verhüllen, warum brachte jemand, der die Gefahren jenes Raumes kannte, der wußte, daß man hier nur den Hahn eines Gasometers zu öffnen brauchte, um zu töten, einen fremden, besonderen Giftstoff mit, dessen Verwendung so deutlich auf ein Verbrechen weisen mußte, als wäre die Tat mit dem Revolver begangen?

Diese Einwände schienen Reming vollständig objektiv und gerechtfertigt zu sein und unbeeinflußt von dem, was er mehr über Hans Leßner wußte als die Öffentlichkeit. Er freilich brauchte nicht erst nach dem möglichen Motiv zu suchen, wenn er von Feindseligkeiten zwischen seinem Freunde und Professor Berlik erfuhr. Er kannte die Lebensgeschichte Hans Leßners in diesem letzten Jahre, er hatte längst sehen müssen, zu welchen Gefahren sie führen konnte, und hatte vergebens versucht, einzugreifen, dem Schicksal Einhalt zu tun. Unabwendbar hatten sich die Ereignisse vollzogen und schneller, als er es gedacht.

Er entnahm seiner Brieftasche die letzte Nachricht, die er von Hans Leßners Hand besaß. Es war ein flüchtig mit Bleistift geschriebener Brief von wenigen Zeilen:

„Ich habe heute mit Erika gesprochen. Ich konnte ihr das nicht ersparen. Was unter meinen Papieren von Wichtigkeit ist, habe ich ihr anvertraut. Meine Verhaftung kann jeden Augenblick erfolgen. Und laß es dir nicht zu nahe gehen."

Nein, er hatte gar keine Zeit gehabt, es sich zu

nahe gehen zu lassen. Er hatte lange genug zusehen müssen, wie der Freund das Gefährt seines Geschickes dahinrasen ließ, hatte machtlos und untätig bleiben müssen, wie es aus den vorgeschriebenen und gebahnten Wegen des Lebens ins Ungewisse gerissen wurde. Nun war der Wagen hart am Abgrund, nun aber waren auch seinem Lenker die Zügel entfallen, und — Artur Reming griff nach diesen Zügeln. Vielleicht gab es noch Rettung. Ruhig und überlegend hatte er die Situation überblickt, hatte alle Hoffnungen und alle Gefahren, die sie barg, mit dem Verstande geprüft; Erika Wenk hatte so unrecht nicht, wenn sie nicht glauben wollte, daß ihn Gefühle überwältigen konnten, wenn sie vor dieser kalten Nüchternheit zurückschreckte. Wie ein Schachspieler auf sein Brett sah er auf den Widerstreit von feindlichen und freundlichen Kräften, die hier um ein menschliches Schicksal rangen, und er gab die Partie Hans Leßners gegen die Gesellschaft nicht verloren. Er beschloß, für ihn diese Partie zu spielen. —

Jetzt riß er sich gewaltsam aus seinem Sinnen empor und sah nochmals die Briefe durch, in welchen für Barray und Wehlen nähere Instruktionen gegeben wurden. Seine und seiner Freunde zahlreiche Verbindungen, ihre Kenntnis der geheimen Beziehungen, die unter der korrekten Oberfläche des gesellschaftlichen Verkehres zwischen den Personen walteten, ermöglichten ihm, eine Erfolg versprechende Aktion. Es war nötig zu wissen, daß die Frau jenes Redakteurs ihren Mann beherrschte und für große Leidenschaften und Gefühle schwärmte, daß jener Gerichtsfunktionär

von besonderem Einfluß war und sich um die Gunst einer bekannten Lebedame bewarb, daß jene tonangebende Persönlichkeit seit langem in Feindschaft mit dem Polizeibeamten lebte, dessen Triumph die Aufklärung des Falles Leßner geworden war. Diese und viele Einzelheiten mehr wollten berücksichtigt werden. Zufällig besaß Reming die Manuskripte von einigen kleineren, noch unbekannten wissenschaftlichen Arbeiten Leßners. Er hielt den Moment für geeignet, diese Arbeiten, denen der Autor wenig Bedeutung beigemessen hatte, die aber nicht ohne Wert waren, einem befreundeten Sachverständigen zur Begutachtung einzureichen und gleichzeitig deren Veröffentlichung anzustreben.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er mit Schreiben und Überlegen zu Ende kam und sich entschloß, die Pension Fenner aufzusuchen. Es sprach von seiner geringen Einschätzung der Schwierigkeiten in der Behandlung und Lenkung der öffentlichen Meinung, wenn er sich zutraute, die Aktion von ferne durch schriftliche Direktiven zu leiten, und den andern die Durchführung überließ. Ihm war klar, daß jene Aufgabe, welche die größere Verantwortlichkeit in sich barg, nicht dort zu lösen war; hier, in der Hand des Mädchens lag jetzt Hans Leßners Rettung oder Verderben. Und diese Hand war nicht stark genug, ein Menschenschicksal zu tragen; das fürchtete er. — Keinen Moment hatte er daran geglaubt, daß Leßners Verkehr mit Erika Wenk den Nachforschungen entgangen sein könnte, er war sofort überzeugt gewesen, daß man sie bald überwachen würde, daß es vielleicht

bereits geschehe; da hatte er sich entschlossen, in ihrer Nähe zu sein. Er fand dazu die Maske, die ihn verbergen sollte und deren Tragen im Falle einer Entdeckung eine harmlose und fast glaubhafte Deutung zuließ. Er wußte nur zu gut, wie schmerzlich die Erinnerungen waren, die seine Gegenwart in ihr wachrief; aber er durfte den Posten nicht verlassen. Was waren es für Papiere, die Hans Leßner nicht bekannt werden lassen wollte? Handelte es sich um die Erfindung Professor Berliks oder um anderes? Er fürchtete für Erika das letztere. Jedenfalls mußte er zu verhindern suchen, daß durch einen Fehler, eine Sorglosigkeit des Mädchens neues Material für die Anklage zum Vorschein kam. Wenn er glaubte, die Situation des Beschuldigten heute noch halten zu können — verschlechtern durfte sich diese Situation nicht mehr. Er hoffte noch immer, daß es ihm später, wenn Erika den ganzen Ernst der Lage erkannt haben würde, gelingen mußte, auf sie soweit Einfluß zu gewinnen, daß sie ihm die Papiere anvertraute. Ihre Stellungnahme gegen ihn hinderte ihn jetzt, hielt ihn auf, sie war weit schroffer, als er erwartet hatte, und er fragte sich, ob das nicht bereits eine Stellungnahme gegen Hans Leßner bedeute. — —

In der Pension Fenner hatten sich die meisten Gäste bereits im Speisesaal versammelt. Ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß Erika nicht anwesend sei. Auch Doktor Eynert fehlte; der Ecktisch, den die beiden sonst für sich allein inne hatten, war leer. Im übrigen war die Verteilung der Personen wie am Tage vorher.

Als Reming am Platze Elisa Fenners vorüberkam, sah diese auf und nickte ihm zu. Er wußte nicht, was sie von ihm wollte, aber da ihm die große, knochige Frau mit den scharfen Blicken gestern aufgefallen war, und da er für seine Umgebung jenes offene Auge hatte, wie es die Menschen der Intrige brauchen, um ihre Werkzeuge zu finden, trat er an ihren Tisch heran und reichte ihr die Hand. Sie hielt sie sekundenlang in der ihren und musterte seine Erscheinung. Er hatte das Gefühl, daß sie seinen Anzug, seine Wäsche, seine Schuhe prüfte und taxierte.

„Ich hoffe," sagte sie, „Rotenfeld ist nach Ihrem Geschmack, junger Herr?"

Er erging sich in Lobesworte über Rotenfeld.

„Sie haben den Vormittag benützt, um Unterhaltung zu suchen, die läßt sich hier besser als sonstwo finden." Sie lächelte.

Er war auf seiner Hut. Was wollte die? Was wußte die? Sofort war er bereit, auf das neue Thema, das sie gebracht hatte, einzugehen und entwarf ein Bild seiner Sehnsucht nach Unterhaltungen und Vergnügen.

Sie lächelte fort und nickte. „Wissen Sie auch, daß ich mir Sie so vorgestellt hatte? Ich dachte mir gleich, so muß er sein und da wird es fehlen — die Tante hält uns zu knapp! Nicht wahr?"

Er gab sich gefangen. Das war es!

„Nun, dem läßt sich noch abhelfen," meinte Elisa Fenner und streichelte, so zart sie konnte, seine auf dem Tische liegende Hand. „Wieviel brauchen wir denn? Hundert Mark? Zweihundert?"

„Vierhundert!" stieß er plötzlich hervor und sah sie hoffend und ängstlich zugleich an.

Sie wiegte das Haupt. „Viel Geld," sagte sie. „Viel Geld für so ein junges Bürschchen. Nun, es wird eben noch gehen. Nachher, ehe man schlafen geht, kann man sich bei mir melden."

Er verließ den Tisch, an welchem er diese interessante Bekanntschaft gemacht hatte. Er sah, daß sein Aufenthalt bei Madame Elisa Fenner von jedermann bemerkt worden war, daß aber niemand die Miene machen wollte, als hätte er es beachtet. Und doch schien sein Gespräch mit Fräulein Fenner die Unterhaltung an den beiden Ecktischen stark beeinflußt zu haben: bei Frau Reinold herrschte Schweigen, und drüben, wo Herr Bergwill sprach, wurde keine der gewöhnlichen heiteren Beifallskundgebungen vernehmbar, die sonst seine Erzählungen zu begleiten pflegten.

Reming gelangte am Tische Reinold vorüber zu der leeren Ecke, in der er sich niederließ. Frau Reinold hörte er im Vorbeigehen eine spöttische Bemerkung über seine Schüchternheit machen. Herr Traut erwiderte ihr mit dem Kompliment, daß sie dieselbe schließlich doch besiegen würde.

Während Artur Reming in den alten Zeitungen, die seit gestern noch auf dem Tische lagen, zu lesen begann, erhob sich vom Tische Bergwills Herr Meinau, der Beamte. Er ging langsam, scheinbar etwas suchend, die Fensterwand entlang und stand mit einemmal vor Remings Platz. Dieser sah auf und bemerkte erstaunt die deutlich erkennbare Erregung Meinaus. „Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte er.

Der andere kam der Aufforderung nach. Plötzlich griff er nach Remings Arm, preßte denselben und sagte heftig: „Tun Sie es nicht!"

„Was soll ich nicht tun?"

„Sie wissen ja, was ich meine. Tun Sie es nicht! Sie können ja noch nicht erfassen, was es bedeutet!" Er sprach hastig und leise. „Sehen Sie, junger Mann, wir alle hier haben es getan. Sie hat uns in der Hand. Ich' kam vor acht Jahren hierher. Ich habe lange gezögert, ehe ich es tat, dann aber ... Sie können noch nicht wissen, welchen Wert Geld hat! Jetzt werden Sie es in wenigen Tagen verschleudern. Und Ihr Leben lang sind Sie gebunden. So wie ich, wie die alle hier! Man kommt nicht los von Elisa Fenner, niemand. Und sie hat harte Hände!"

Reming begriff jetzt erst, was jener von ihm wollte. Er betrachtete die magere, mit schwarzem Rock und weißer Weste bekleidete Gestalt, sah die Erregung aus seinen Augen funkeln, seine Hände zittern und mußte sich sagen, daß hier viel ehrliche, gute Absicht an ihn verschwendet wurde. Er gab sich Mühe, den andern zu beruhigen. Der aber schüttelte nur den Kopf.

„Ich verstehe, Sie wollen nicht auf mich hören, Sie glauben, die paar Mark, die Sie heute von ihr nehmen, sind eine Kleinigkeit. Nein, es ist das Angeld, junger Mann, es ist das Angeld, da gibt es kein Zurück! So wie Sie, so haben die andern alle gedacht. Sie sind nicht reich; niemand ist reich, der hierher kommt. Sie werden es einmal bitter bereuen!"

„Sie sprechen da von allen andern," meinte Reming. „Sind Sie Ihrer Sache sicher oder haben Sie nur Vermutungen?"

„Ob ich sicher bin? Sie hat ein Buch, ein kleines Buch, dasselbe, in das sie jetzt wieder schreibt; da stehen sie, einer wie der andere. Die Reinold und die Beneschs, die Jungen und wir Alten. Die ganze Pension hat sie unter der Hand, sehen Sie, so," und er drückte die geballte Faust auf die Tischplatte. „Die Schwägerin und die Gäste und wie viele andere in der Stadt!"

„Sehr interessant," sagte Reming. „Glauben Sie, daß auch Fräulein Wenk Verpflichtungen dieser Art übernommen hat?"

„Eine Klavierlehrerin! Ich weiß es übrigens bestimmt."

„Und Doktor Eynert?"

Meinaus Gesicht verfinsterte sich. „Den habe ich gewarnt wie Sie, den wollte ich retten. Aber es war umsonst."

„Sehr interessant," wiederholte Reming. Er gab sich Mühe, am andern Ende des Saales die Gestalt Elisa Fenners zu erkennen. Wie sie so zusammengekrümmt im Lichte der Petroleumlampe dasaß, schien sie ihm jetzt einer großen Kreuzspinne in einer Ecke ihres Netzes zu gleichen, während da und dort im Gewebe die gefangenen Fliegen zappeln.

„Und Sie?" fragte er Meinau.

„Ich bin ein verlorner Mensch," sagte der, „ich werde niemals loskommen. Sie nimmt jeden Pfennig, den ich bekomme, und läßt mich dann von ihrer Gnade

leben. Aber damit habe ich mich abgefunden. Ich bin ja heute ein alter Mann. Nur, daß die andern, die kommen, immer wieder in die Schlinge gehen, daß ich niemand vor seinem Schicksal bewahren kann, dagegen kämpfe ich, das will ich nicht glauben!"

Seine Wangen waren fieberhaft gerötet, flehend war der Ausdruck seiner Augen. Reming biß sich auf die Lippe. Wieder einer, der andere vor ihrem Schicksal bewahren wollte! Dabei empfand er wirkliches Mitleid mit dem Manne und nahm sich auch sofort den Mangel an Gefühllosigkeit übel. War er dazu da, um sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben? Was ging ihn bei seinem Werk das Schicksal dieses Statisten an? Fast zornig fragte er: „Wie hoch ist Ihre Schuld?"

Meinau nannte eine vierstellige Zahl.

„Danke," hieß es, „ich werde versuchen, Ihnen zu helfen."

Jener, der nicht wissen konnte, daß die vorigjährige Rennsaison seinem Tischgenossen das Zwanzigfache gekostet hatte, starrte ihn mit offenem Munde an. Dann erhob er sich und sagte: „Sie sollten keine Scherze mit mir machen, Herr Reming." Er entfernte sich gekränkt.

Reming notierte sich die Zahl. Er wollte, seinen Nerven zuliebe, die von dem Bilde dieses Menschen gepeinigt waren, das Nötige zu dessen Befreiung tun. Aber er hatte solche Zwischenfälle, wie jenen im Gymnasium oder diesen in der Pension, beim Entwurf seines Unternehmens nicht vorausgesehen. Er wollte gerade auf sein Ziel losgehen und dabei

an den Menschen nach Gutdünken vorbeikommen. Das erwies sich als nicht leicht: das Material war zäher, als er gedacht.

Beim Abendessen fehlte Erika Wenk. Doktor Eynert kam knapp vor der Mahlzeit. Reming bemerkte, daß er ihn wiederholt spöttisch lächelnd betrachtete. Als sie später beide allein an ihrem Ecktisch saßen, stützte Eynert das Kinn in die Hand und behielt weiterhin die Augen auf Remings Gesicht gerichtet. Dabei zeigte sich in seinen Zügen der Ausdruck innigen Behagens. Aber er sprach kein Wort.

„Was willst denn du?" fragte Reming endlich. Der Ton seiner Stimme verhieß nichts Gutes.

Doch Eynert fuhr nur fort, ihn ironisch zu betrachten. Endlich hob er die eine Hand und drehte sie langsam einigemal vor dem Gesicht des anderen hin und her. „Nein!" sagte er.

„Was nein?! Wirst du endlich reden!"

„Nein!" Eynert wiederholte die Bewegung. „Sie kommt nicht."

„Was sind das für Albernheiten?"

„Sie kommt nicht! O nein. — War es schön im Gymnasium? Hast du etwas gelernt? Aber sie kommt nicht. Seitdem du hier bist, hat sie Kopfschmerzen und bleibt auf ihrem Zimmer. Ja, es ist traurig. Du lernst Latein und Griechisch, und es hat keinen Zweck, es nützt dir nichts, gar nichts."

Sie kam wirklich nicht. Die Zeit verging unerquicklich. Drüben produzierte Herr Bergwill Kraftleistungen, schlug den Ofenhacken an seinem Bizeps krumm, balanzierte Tische und Stühle. Von der

anderen Seite schickte Frau Reinold Herrn Traut zweimal herüber, um Reming holen zu lassen; er entschuldigte sich damit, daß er Aufgaben zu machen hätte. Dame Eleonora kam und erzählte von den Seelenqualen des Vormittags.

Und Doktor Eynert konnte sich den ganzen Abend vor Freude nicht fassen. — — — —

Die Schulzeit des nächsten Tages verlief ereignislos. Nur in der Stunde Professor Meiders gab es einiges, das wert war, bemerkt zu werden. Dieser Herr richtete des öfteren Fragen an Reming. Und das geschah dann immer mit solcher Ausführlichkeit und Genauigkeit, in einem so freundlichen und beschwichtigenden Ton, daß niemand zweifeln konnte, der Professor sei überzeugt, es mit einem Idioten zu tun zu haben, und gebe sich alle Mühe, an dessen Verständnis nicht zu hohe Ansprüche zu stellen.

In der Mittagsstunde las Reming die Morgenblätter aus der Residenz. Es war kein Umschwung eingetreten. Nur ein Blatt leistete sich die Originalität, Hans Leßner zu verteidigen. Dort wurde versucht, den Beweis zu führen, daß der Hausverwalter, der ihn zur kritischen Zeit ins Laboratorium gehen gesehen hatte, ein Trunkenbold sei. Ferner war mit großem Aufwand von Scharfsinn die Wahrscheinlichkeit dargetan, daß die beiden Studenten, die ebenfalls für jenen Umstand Zeugen gewesen, aus Gründen politischer Parteizugehörigkeit mißgünstig gegen den Angeklagten gestimmt sein mußten. Den Beschluß machte die Vermutung, daß ein gewöhnlicher Raubmord vorliege, der nichts mit Spionage und

Politik zu tun habe. Der Artikel war unsinnig. Reming depeschierte, man möge jener Redaktion, wenn irgend möglich, die Überzeugung von Hans Leßners Schuld wiedergeben.

Bei der Mittagsmahlzeit sah er abermals Doktor Eynerts strahlendes Gesicht vor sich. Erika Wenk war nicht erschienen. Er glaubte an die Notwendigkeit, mit ihr, wenn er wollte, sprechen zu können. Auch vermochte Reming wohl zu ermessen, wie sehr sie in jener Zeit litt, und er wünschte, ihr irgendeine Linderung zu bieten. Da erinnerte er sich ihrer Liebe zur Musik und insbesondere zum Gesang. Nach Tische fragte er die Dame Fenner, ob er einen Freund, der ein guter Sänger sei, einladen dürfe, abends, nach der Mahlzeit, etwas zum besten zu geben. Sie hatte nichts dagegen.

Aber Doktor Eynert weigerte sich, Erika Wenk aufzufordern, an der Gesangsunterhaltung teilzunehmen. Mit Bitten und Drohungen wurde ihm zugesetzt. „Was hast du auch davon," sagte er, „sie kommt nicht." Lange blieb er fest.

„Ich kenne deine Schliche," erklärte er, „das ist fein ausgedacht mit dem Sänger; aber nein, bei der Sache helfe ich nicht."

Schließlich ließ er sich bewegen, ihr wenigstens Mitteilung zu machen; seine Fürsprache aber versagte er. — Nunmehr begab sich Reming wieder aufs Telegraphenamt. — —

An jenem Abende sang Fieschaldi in der Pension Fenner. Pietro Fieschaldi, der Angebetete, der Unübertreffliche, der vor Königen und Fürsten gesungen,

dessen Name allein bei so vielen Schauer des Entzückens hervorrief. Er, dem die alte und die neue Welt zu Füßen gelegen, stand an einem der runden Tische Madame Fenners und sang.

Er gehörte einem Impresario, der ihn für zehntausend Mark des Abends singen ließ. In diesem besonderen Falle, wo Reming nicht dafür bürgen konnte, daß der Künstler mit den ihm gebührenden Ehren empfangen würde, hatte sich die Summe auf das Doppelte erhöht. Zehntausend Mark ersetzten einigermaßen die Ehren.

Mit dem letzten Nachmittagszuge war Fieschaldi nach Rotenfeld gekommen. Er erreichte die Pension Fenner, ohne daß eine einzige Person auf der Straße stehen geblieben wäre, um ihn zu betrachten, ohne daß irgend jemand ihm die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hätte. In keiner der Metropolen der Erde wäre das denkbar gewesen, was hier in Rotenfeld Wirklichkeit wurde. Man erkannte ihn nicht! Nie hatte er auf der Bühne des Stadttheaters gesungen, nie waren dort, was in solchem Falle in der Residenz kaum unterblieb, die Preise seinetwillen auf das Vier- und Fünffache gestiegen. Wohl war sein Bild in ungezählten illustrierten Zeitungen gestanden; wer aber glaubte daran in Rotenfeld, daß solche Berühmtheiten wirklich existierten wie andere Menschen, daß sie einem bei irgendeiner Gelegenheit leibhaftig gegenübertreten könnten?

Artur Reming empfing seinen „Freund" an der Türe der Pension. Ein kleiner, heftig gestikulierender Mann begleitete Fieschaldi. Es war der Impresario,

dem das Haus, welches Madame Fenner bewohnte, und der Speisesaal, in dem ihre vier Prunkgarnituren standen, starkes Mißtrauen einflößten. Und er gab seiner Besorgnis bezüglich des ausbedungenen Honorars Reming gegenüber in unumwundener Weise Ausdruck. — Die Beruhigung des Mannes erfolgte; er nahm mit Fieschaldi an Remings Tische Platz, wo außer ihnen nur Doktor Eynert saß. Dessen Gesicht verriet kein besonderes Erstaunen. Er kannte Reming und die Mittel, mit denen der zu wirken vermochte, gut genug, um sich von seiner Anwesenheit mancherlei Sensation zu versprechen. Fieschaldi hatte er einigemal in der Oper gehört. Er empfand lebhafte Freude im Gedanken an den zu erwartenden Genuß, den er vollauf zu würdigen verstand, und er versuchte vorläufig, die geringen Kenntnisse der italienischen Sprache, die er besaß, zu verwerten, indem er dem Sänger sein Entzücken und seine Verehrung ausdrückte.

Minder entgegenkommend verhielten sich die übrigen Gäste der Pension. Von allen Seiten streiften abfällige Blicke die beiden Besucher, die es nicht für notwendig gehalten hatten, sich den einzelnen Anwesenden vorstellen zu lassen. Da saß dieser bartlose, starke Mensch, über dessen Alter man sich im Ungewissen befand, sah vor sich hin, oder über die Köpfe der Leute hinweg, als ob er allein wäre. Und neben ihm der bewegliche Kleine, der unaufhörlich auf Reming einsprach, dann wieder lachte, dann wieder mit unverschämten Blicken den Saal und die Einrichtung musterte. Was dachten sich diese zwei?

Von einem Gymnasiasten konnte man schließlich noch nicht vollendete Lebensart fordern, aber jene beiden erwachsenen Menschen mußten wissen, was sich schickte. Frau Reinold fand ihr Benehmen einfach ungezogen, Herr Traut war derselben Ansicht, und die beiden jungen Herren Banz und Bergmann gingen sogar ab und zu an Remings Tisch vorüber, indem sie herausfordernde Blicke auf die neuen Gäste warfen. Nicht das geringste Interesse hatte Elisa Fenner für die Fremden übrig. Vom Tische Herrn Bergwills richteten sich neugierige Augen auf sie. Frau Benesch hatte sich auf die Bekanntschaft sehr gefreut und fand in ihrem Unterbleiben eine gegen sie persönlich gerichtete Spitze. Auch dort flogen gehässige Bemerkungen hin und her, und die Stimmung war nichts weniger als günstig. Herr Bergwill stand zweimal auf und ging, wie zufällig, in die Nähe des anderen Tisches. Etwas störte ihn an der Sache. In seinem Gedächtnis fand er eine Erinnerung an die Züge des einen, des Bartlosen. Eleonora Fenner kam heute nicht so weit, ihr Herz auszuschütten. Sie wurde überall mit Klagen und Beschwerden bestürmt. Zuletzt mußte sie sich entschließen, als Botin der allgemeinen Mißstimmung zu Reming zu gehen. Aber dieser war nicht dazu zu bringen, seinen Freunden im Salon Fenner Heimatsrecht zu erwerben, und den Wünschen der Pensionäre nachzukommen. Da seine beiden Gäste das Deutsche zu wenig beherrschten, um Eleonora Fenners Reden zu verstehen, fühlte er sich auch gar nicht berufen, den Dolmetsch zu machen. Er verzichtete darauf, ihnen zu erzählen, daß Frau

Reinold eine Migräne nahen fühle und heute keinesfalls gesonnen sei, Gesang anzuhören, daß Herr Bergwill es verschmähe, das Singen eines Menschen zu vernehmen, über dessen Person er sich nicht im Klaren war, daß eine ganze Anzahl Beleidigungen ringsum nach Sühne verlangten.

Er wechselte einige Worte mit dem Maestro, und der erhob sich vom Stuhl.

Pietro Fieschaldi machte eine Verbeugung, ins Leere, irgendwohin gegen den Saal, legte eine Hand auf die Brust und sang.

Diese Stimme scholl langsam anschwellend, mächtig getragen durch den Raum. Eine Flut von Wohllaut strömte über diese alltäglichen Gegenstände und Menschen dahin. Nichts von den kleinen Bosheiten und Rechthabereien hielt stand. Wie ein Wunder kam es über alle, etwas Unfaßbares geschah.

Eleonora Fenner saß und weinte; langsam rannen die Tränen über ihr rundes Gesicht, ohne daß sie es merkte. Frau Benesch hielt die Augen weit geöffnet auf Fieschaldi gerichtet und schien mit ihrem ganzen Wesen die Töne eintrinken zu wollen. Die Herren an ihrem Tische standen. Aus dem Gesichte Bergwills aber war jede Spur von Heiterkeit geschwunden. Sein Auge suchte in dem Lichtkreis drüben nicht nach dem Sänger, sondern nach Artur Reming.

Elisa Fenner schüttelte unaufhörlich den Kopf; wie eine Abwehr war es, oder als ob sie plötzlich irgendeinen Rechenfehler in der Weltgleichung gefunden hätte, als ob es mit einem Male nicht mehr

stimmte. Sie hielt die Hände auf den Knien und hatte einen bösen Gesichtsausdruck.

Frau Reinold machte noch einige schwache Versuche, ihre Migräne zu verteidigen. Aber niemand achtete auf sie, und sie gab sich dem Gesange gefangen. Auch ihr Tisch war erobert. Herr Traut schluchzte ohne Rücksicht auf die Umgebung, die Herren Banz und Bergmann starrten verzückt und selbstvergessen auf den Sänger.

Der Impresario saß neben Fieschaldi und nickte bejahend zu jedem Tone. Artur Reming stand, die Hand auf die Platte des Tisches gepreßt, und sah nach der Tür.

Dort lehnte Erika Wenk. — Als der Sänger geendet hatte, kam sie leise durch den Saal zu ihrem Tisch. Stumm war die Begrüßung, niemand störte die Stille. Dann sang Fieschaldi aufs neue. — —

Mühsamer als vor dem Ärger der Pensionäre schützte Reming seine Gäste vor ihrer Begeisterung. Alles wollte zu ihnen sprechen, jeder dankte und jeder fragte. Man erkundigte sich bei ihm nach dem Namen seines Freundes, den er nicht der Wahrheit gemäß bekannt gab. Man wollte den Beruf des Herrn kennen, die Damen auch sein Schicksal. Frau Reinold riet Fieschaldi, sich zum Sänger ausbilden zu lassen, und Herr Traut prophezeite ihm in diesem Falle eine große Zukunft. Herr Bergwill stand schweigend und fixierte Artur Reming. Wie dieser Auskunft gab, hier einer Frage auswich, dort eine andere lachend oder bescheiden beantwortete, erinnerte er nur wenig an den unbeholfenen Ankömmling, der

vor zwei Tagen in die Gesellschaft getreten war. — Jetzt befand sich Erika Wenk neben ihm. Sie reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen," sagte sie einfach.

* * *

Mit Spannung erwartete Reming die Zeitungen des nächsten Tages. Es war anzunehmen, daß sich hier bereits Resultate seiner Tätigkeit zeigen würden. Was er an Gerüchten, Vermutungen und Tatsachen in die Öffentlichkeit hatte streuen lassen, das mußte endlich an die Oberfläche kommen.

Er unterließ es dennoch nicht, die Schule zu besuchen. Seine nervöse Unruhe machte ihn zu jeder ernstlichen Beschäftigung unfähig. Die Schule sollte eine Zerstreuung sein. Sie war es mehr, als er erwartet und gewünscht hatte. Wieder wurde er zur Anteilnahme an einer Affäre gezwungen. Die Umwelt, das „Material", wehrte sich gegen seine Absicht, allein und uninteressiert zu bleiben, und stellte immer wieder unvorhergesehene Anforderungen an seine Nervenkraft. —

Allerdings fuhr Professor Meider fort, ihn auf die schonendste Weise zu behandeln. Er wurde fast gar nicht zum Unterricht herangezogen, seine Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit wurden einfach konstatiert und mit bedauerndem Achselzucken zur Kenntnis genommen. Er profitierte von diesem Zustand und beschäftigte sich meist während des Unterrichts mit Dingen, die ihm wichtiger waren, als Meiders Erläuterungen zur französischen Grammatik.

Einmal hatte er eben eine Zeitungsnotiz ent-

worfen: „Über die Gefahren des Indizienbeweises"; er beabsichtigte, dieselbe ausarbeiten und zu gelegener Zeit an sichtbarer Stelle publizieren zu lassen. Plötzlich griff eine Hand nach dem Papier, auf dem er schrieb. Es blieb ihm gerade noch genug Zeit, dieses zurückzuziehen; empört über die Störung sah er auf. Professor Meider stand vor ihm, er hatte sich unhörbar genähert und ihm seit einigen Sekunden zugesehen. Unsagbar war jetzt der Triumph in seinen Zügen, mit dem er den Ertappten betrachtete, der das Blatt zusammenfaltete und in seiner Brieftasche barg.

„Was haben Sie da?" fragte er in vernichtendem Tone.

„Nichts, das irgend etwas mit dem Unterricht zu tun hat."

„Ah, das habe ich mir gedacht. Es ist erfreulich, daß Sie es gestehen." Er nahm seinen Katalog und notierte. „Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich nicht!"

Reming war ebenfalls dieser Ansicht. —

Heute aber geschah es, daß Professor Meider von anderer Seite auf Widerspruch stieß. Es handelte sich dabei um Karl Sommer, den einzigen der Mitschüler, der Artur Remings Sympathie besaß.

Sommer übersetzte aus Thiers „Expédition d'Égypte".

Napoleon hat die erste Staffel seines Ruhmes erstiegen. Vom italienischen Feldzug zurückgekehrt, wird er von Paris umjubelt, und das Direktorium beginnt den Übermächtigen zu fürchten. Mit neuer Mission in die Ferne wird er betraut und übernimmt das Kommando der gegen Ägypten bestimmten

Truppen. Ihm gelingt der kühne, weltgeschichtliche Abenteurerstreich, seine Schiffe durch Nelsons kampfbereite Flotte über das Mittelmeer zu führen, er erreicht unangegriffen Alexandrien und schlägt die Schlacht im Angesicht der Pyramiden. In das sagenreiche Land, wo Frankreichs Fahnen siegen sollen, begleiten ihn Männer des Geistes, Gelehrte und Forscher, die in den Bahnen der Armee der europäischen Wissenschaft zu dienen gedenken. Naturforscher und Archäologen, sie befinden sich bei der Überfahrt auf Napoleons Schiff, dem „Orient"; allabendlich versammeln sich diese Männer und die Generale im Salon des Feldherrn und „là commençaient les ingénieuses et savantes discussions de l'Institut d'Égypte": hier begannen, so übersetzte es Sommer, die geistreichen und gelehrten Erörterungen des ägyptischen Institutes.

Professor Meider fand diese Übersetzung ungenügend. Er hatte in der letzten Stunde erst eingehend dargelegt, daß das französische „de" in bestimmten Fällen mit „über" zu übersetzen sei. Es hieß also: hier begannen die geistreichen und gelehrten Erörterungen über das ägyptische Institut.

„Des" oder „über", das war die Frage; sie konnte Karl Sommer vollständig gleichgültig sein. Nach seinen kürzlich geäußerten Prinzipien lag nichts näher, als daß er jetzt die eigene Ansicht ohne weiteres opfern würde, zumal er durch jede Einwendung Gefahr lief, den Respekt vor dem profunden grammatikalischen Wissen des Professors zu verletzen. Auch glaubte er ihm aufs Wort die Existenz des

betreffenden Paragraphen in der Grammatik. Trotzdem versuchte dieser seltsame junge Mann zu widersprechen. Ob ihm nun die Richtigkeit seiner Übersetzung so einleuchtend vorkam, daß er ihre Ablehnung durch den Professor für ein leicht behebbares Mißverständnis hielt, ob ihn nun die selbstbewußte Sicherheit des anderen reizte oder er gar einen Moment vergaß, daß es sich zwischen Schüler und Lehrer nicht um Dinge des Wissens, sondern nur um Autoritätsfragen handeln konnte — er gab der Meinung Ausdruck, es wäre unwahrscheinlich, daß eine große Zahl bedeutender Männer verschiedenen Berufes soviel und oft über dasselbe geringfügige Thema gesprochen hätten. — Das führte natürlich zu Weiterungen.

Auf das Sachliche antwortete Professor Meider gar nicht. Aber er hielt eine scharf pointierte, vernichtende Rede des Inhalts, daß sich seit kurzem ein revolutionärer Geist, ein Geist der Widerspenstigkeit in der Klasse bemerkbar mache, und daß er der Mann dazu sei, ihn zu zerteten. — Diese Rede hatte den Erfolg, daß Artur Reming, der merkte, daß etwas gesprochen wurde, das an seine Adresse gerichtet war, aus der bisherigen Teilnahmslosigkeit erwachte und sich für die Angelegenheit zu interessieren begann.

Karl Sommers Leistung war nicht genügend. Das stand bereits im Katalog. Ein anderer übersetzte nochmals. Als er zur kritischen Stelle kam, sagte er, wie es ihm zukam, daß an Bord des „Orient" die Erörterungen über das ägyptische Institut begannen. Meider nickte befriedigt. Der Geist der revolutionären Widerspenstigkeit war in die Flucht geschlagen.

Artur Reming erkundigte sich flüsternd bei Sommer nach dem Substrat des Streites. Dieser hatte einen roten Kopf und wies ihm die Stelle.

„Über das ägyptische Institut, über die Gründung und die Statuten des Instituts," wiederholte Professor Meider. „Es heißt das ägyptische Institut, besteht also erst in Ägypten. Können da die Erörterungen des Instituts bereits auf der Überfahrt begonnen haben?"

„Nein, das können sie nicht," antwortete, seiner Pflicht bewußt, der übersetzende Schüler. Meider machte eine Pause; man sollte Zeit haben, diesen Sieg zur Kenntnis zu nehmen.

„Es ist der größte Unsinn, den ich je gehört habe," sagte Sommer flüsternd zu Reming, „und kommt er noch einmal darauf zurück, so antworte ich!"

„Ich begreife nicht, daß dich solche Geringfügigkeiten so erregen können," kam es im selben Ton zurück.

„Geringfügigkeiten? Er hat handgreiflich unrecht!" Der Dialog zog ihnen einen langen, gefahrdrohenden Blick zu. —

„Über das ägyptische Institut", sagte der Professor nochmals; gedankenvoll, gewissermaßen nur noch, um sich auf die Stelle zu besinnen, wo man gehalten hatte, um endlich mit der Übersetzung fortfahren zu lassen.

In Sommers Bank gab es Bewegung. Er hatte versucht aufzuspringen, aber Reming hielt ihn mit festem Griff am Arme. „Willst du das nicht lieber mir überlassen? Auf mein Wort, ich riskiere weniger dabei als du." Und er stand.

Professor Meider betrachtete ihn von oben bis unten. „Was wünschen Sie denn?"

„Ich möchte mir erlauben, Herr Professor, Sie auf einen Irrtum aufmerksam zu machen." Reming sprach sehr bescheiden. „Ich bin bei dieser Übersetzung nicht Ihrer Ansicht."

„Was sind Sie nicht?"

„Nicht Ihrer Ansicht, und ich habe einige Gründe dazu. Erörterungen über Statuten und Gründung können vielleicht sehr lange währen, aber geistreich und gelehrt sind sie kaum jemals gewesen. Dann bezieht sich Thiers hier auf Diskussionen, die offenbar wohlbekannt sein sollen, er sagt schlechtweg die Erörterungen; in der gebildeten Welt aber sind nur die Erörterungen des ägyptischen Instituts dem Namen nach bekannt, nicht jene über dasselbe. Dann steht hier: es begannen. Nach Ihrer Ansicht hätten also diese Statutendiskussionen noch in Ägypten eine Fortsetzung gehabt, wo die Herren vermutlich besseres zu tun gefunden haben, als über ihr eigenes Institut zu diskutieren."

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" schrie der Professor. „Jetzt habe ich Ihre Frechheiten satt!" Es hatte das Aussehen, als ob er sich jeden Moment auf Reming stürzen könnte.

„Bitte, gebrauchen Sie doch keine solchen Ausdrücke; wie Frechheit, bleiben wir bei der Höflichkeit Sie sehen ja, ich bemühe mich, dasselbe zu tun."

„Werden Sie endlich schweigen! Es ist das letztemal, daß Sie in dieser Klasse sind." Er rang nach Luft.

„Nun also, dann ist ja kein Grund zur Erregung vorhanden." Reming sprach immer im gleichen, ruhigen Tone fort. „Ich bedaure wirklich, Ihre Autorität schädigen zu müssen, aber, da es das letztemal ist —! Und ich habe so viel Zutrauen in Ihre Fähigkeit, sich Respekt zu verschaffen, daß ich nicht daran zweifle, der kleine Stoß, den ich dieser Autorität jetzt versetze, wird bald repariert sein."

„Man soll den Diener holen," sagte Meider. Er gab es auf, erprobte Einschüchterungsmittel hier wirken zu lassen. Er schrie nicht mehr, er richtete sich nicht imponierend auf, er machte keine Gesten. Er sagte nur resigniert: „Man soll den Diener holen." Eifrig entfernten sich zwei Schüler, um den Auftrag zu vollführen.

„Ich möchte also nur noch bemerken," fuhr Reming unbeirrt fort, „daß es ganz unglaubhaft ist, Napoleon, seine Offiziere und diese verschiedenen Gelehrten hätten auch nur zwei Abende lang die Eintönigkeit des trockenen Themas ausgehalten, das Sie ihnen, treu der Grammatik folgend, für Wochen unterschieben wollen. Und was Ihren Einwand betrifft, das ägyptische Institut bestünde erst in Ägypten, so halte ich das für eine so verfehlte Ausflucht, daß die Widerlegung kaum notwendig ist . . ."

„Reden Sie nur fort, reden Sie nur fort," murmelte Meider.

„Gewiß, ich spreche logisch, sachlich, unpersönlich, warum soll denn nicht auch das einmal in Ihrer Stunde vorkommen? Es ist also, denke ich, selbstverständlich, daß diese Gesellschaft von Männern,

die unter dem Namen „Das Ägyptische Institut" bekannt geworden ist, in der Geschichte diesen Namen von ihrem Zusammentritt in Frankreich an führt. Und man kann ebenso bei der Überfahrt bereits von einem ägyptischen Institut sprechen, wie Thiers ja immerwährend und vor der Landung vom ägyptischen Feldzug spricht." Reming hatte die Bank verlassen und nahm seinen Hut. An der Tür erschienen der Diener und die beiden Schüler, die ihn geholt hatten.

„Bringen Sie diesen Menschen hinaus," befahl der Professor.

Offenbar war der Diener der Situation nicht gewachsen. Er stand ratlos und suchte sich Gewißheit zu verschaffen, wem eigentlich der Zorn des Professors gelte. Den elegant gekleideten jungen Mann mit dem gewandten Benehmen und der gewählten Sprache, der neben einer der ersten Bänke stand, hatte er überhaupt nicht in Verdacht.

Reming verbeugte sich verabschiedend und sagte mit derselben freundlichen Höflichkeit, die er bisher keinen Moment verleugnet hatte. „Ich bedaure es, Sie verlassen zu müssen, Herr Professor. Gestatten Sie mir, die Versicherung abzugeben, daß — meinen Freund Karl Sommer, der jetzt zu seinem Besten von meinem revolutionären Einfluß befreit sein wird, nehme ich aus — Sie, Herr Professor, der einzige Mensch in diesem Gymnasium waren, dessen Bekanntschaft zu machen, der Mühe wert gewesen ist." Er musterte die von seinem Gegner gebändigte Klasse, die weder Mißfallen noch Beifall zu äußern wagte, und grüßte ebenso wie bei seinem Eintritt: „Habe

die Ehre, meine Herren!" — So endete Artur Remings Studium am Gymnasium zu Rotenfeld.

Auf der Straße angelangt, begriff er nicht mehr, daß er sich mit soviel Eifer bei dieser Lappalie eingesetzt hatte. War es wirklich nur, weil er das Recht in der Streitsache auf seiner Seite gewußt? Eher noch wegen des schwarzköpfigen Karl Sommer, dem es so bitter ernst gewesen, und für den mehr auf dem Spiele stand als für ihn. Er begab sich zum Bahnhof und erwartete den Zug, der die Zeitungen bringen mußte. Dort, auf einer Bank in der Bahnhofshalle, las er dann in den eben angekommenen Blättern jene Glossierungen des Falles Hans Leßner, die er zu finden gewünscht hatte. „Wir erfahren von gut unterrichteter Seite," hieß es, „daß die Untersuchung in dem Kriminalfalle, der die Öffentlichkeit in so ungewöhnlichem Maße beschäftigt, noch nicht abgeschlossen ist. Es tauchten gerade in letzter Zeit ganz neue Versionen bezüglich der möglichen Motive zum Morde an Professor Berlik auf. Man will jetzt einen Zusammenhang zwischen der Affäre und gewissen persönlichen Beziehungen des Angeklagten sehen. In diesem Falle wäre er das Opfer einer Dame der Gesellschaft, die schwer kompromittiert erscheint. Es ist zu hoffen, daß es den Bemühungen der behördlichen Organe in absehbarer Zeit gelingen wird, Licht in das Dunkel dieser geheimnisvollen Affäre zu bringen." —

Artur Reming lächelte. Eine promptere Reaktion, als diese, war kaum möglich. Er war mit seinen Verbündeten zufrieden.

Die Stunde bis zur Mittagszeit verbrachte er in seiner Wohnung. Dann ging er, die Klagen und Vorwürfe Eleonora Fenners in Empfang zu nehmen. Jedenfalls hatte man von der Schule aus ihr bereits Nachricht zukommen lassen. Ihre schlimmsten Befürchtungen bezüglich des neuen Pensionärs trafen ein. Da war ihr nicht zu helfen. — Die Formalitäten des Ausschlusses mochten noch einige Tage dauern. Reming hoffte, seinen Aufenthalt in Rotenfeld früher abbrechen zu können. Gestern, als Erika Wenk ihm dankend die Hand gereicht, hatte er das Ziel, das er hier verfolgte, schon greifbar nahe gesehen.

An der Türe der Pension erwartete ihn Doktor Eynert. Der immer gutgestimmte und mit der heiteren Seite des Lebens beschäftigte junge Mann schien völlig verwandelt und aus der Fassung gebracht. Er schritt, die Uhr in der Hand, im Flur des Hauses auf und nieder und stürzte sofort bei Remings Ankunft auf diesen zu.

„Endlich kommst du! Sie wartet schon seit Stunden auf dich."

Reming wußte, daß das „sie" im Munde Doktor Eynerts nur Erika Wenk bedeuten konnte. „Das freut mich sehr," sagte er, „ich stehe sofort zu ihrer Verfügung."

„Es freut dich?" Doktor Eynert zerrte ihn am Arm in sein Zimmer. „Ich will dich vorbereiten. Etwas Schreckliches muß geschehen sein. Sie ist ganz verzweifelt und hat mich zweimal nach dir geschickt. Ich war im Gymnasium, du warst aber nicht

mehr dort, dann habe ich dich in allen Lokalen der Stadt gesucht."

Reming stutzte. Er schätzte Doktor Eynerts psychologisches Urteil nicht hoch genug ein, um auf seine Aussage hin anzunehmen, daß Erika Wenk verzweifelt sei, aber die Tatsache, daß sie wiederholt nach ihm geschickt hatte, erschreckte ihn. Er wollte sich sofort zu ihr begeben. Vor ihrem Zimmer hielt ihn Eleonora Fenner auf. Sie rang die Hände und rief: „Was haben Sie getan!"

Er, einen Moment lang in der Meinung, es handle sich um das beunruhigende Vorkommnis, von welchem Eynert eben gesprochen, faßte sie unsanft am Arm. „Was ist mit Fräulein Wenk vorgegangen?" Sie wußte nicht, wie ihr geschah; der linkische Junge, über dessen Ankunft sie sich vor zwei Tagen gefreut, war völlig verschwunden. „So reden Sie doch!" herrschte er sie an.

„Sie haben sich zugrunde gerichtet. Was soll aus Ihnen werden?" stammelte sie.

Er stieß sie beiseite. „Darüber kann ich mich jetzt nicht mit Ihnen unterhalten." Eine Handbewegung gegen Doktor Eynert, der ihm gefolgt war, bedeutete diesem, daß er die Beruhigung der fassungslosen Dame übernehmen solle. Dann trat Reming in Erikas Zimmer.

Sie saß bei ihrem Schreibtisch und wandte dem Besucher ein verstörtes Gesicht zu. Langsam erhob sie sich und trat ihm entgegen. Ihre Hand wies auf einen Eckschrank, dessen Türen offen standen. „Man hat ihn gesprengt, und ich wurde bestohlen," sagte sie tonlos.

„Hans Leßners Papiere!“ Reming war mit zwei Schritten bei dem Schrank. Bücher und Hefte lagen darin; sie schienen durcheinandergewühlt. In einem Augenblick ermaß er die ganze Schwere des Geschehenen. „Ich habe Sie gewarnt, ich war bei Ihnen!“ — Eine Flut von Selbstvorwürfen drang auf ihn ein. War er wirklich zur Machtlosigkeit verurteilt gewesen? Gab es gegen die Laune eines Mädchens kein Mittel, wenn so viel auf dem Spiele stand? Die andern hatten Gewalt gebraucht. Und er? —

Sie kämpfte mühsam die Tränen zurück. „Ich wollte Sie nicht zum Mitwisser machen. Ich glaubte, ich müsse es allein tragen.“

„Da ist nichts mehr zu ändern.“ sagte er, sich beherrschend. Seine Gesichtsmuskeln vibrierten.

„Es muß vor kaum einer Stunde geschehen sein.“ Sie gab eine Erläuterung, nur um dieses Schweigen zu unterbrechen, in dem der schwerste Vorwurf lag. „Vorher war ich noch hier. Alles hat man nicht gefunden.“ Und damit reichte sie Reming ein kleines Paket. „Nehmen Sie dies.“ — Leise, wie die Bitte eines reuigen Kindes klang das.

Er riß den Umschlag auf. Plötzlich veränderte sich der Ausdruck seiner Züge. Vor ihm lag eine Anzahl von Blättern, die mit chemischen Formeln und Notizen beschrieben waren. Er betrachtete einzelne davon und fragte dann erstaunt: „Was also wurde hier gestohlen?“

„Die Briefe.“

„Ah! Nur Briefe? Und dieses Paket war dort zu finden, wo man die Briefe nahm?“

„Es lag unter den Heften. Die Briefe hatte ich hervorgesucht — weil ich den einen wieder lesen wollte."

„Und heute, heute vormittag ist das geschehen!" Er verwahrte das Paket in seiner Brusttasche und richtete sich auf. Seine Lippen waren zusammengepreßt, seine Gesichtszüge verrieten starke Erregung.

„Werden die schlimmen Folgen für ihn jetzt unvermeidlich sein?" fragte Erika.

„Ich glaube," sagte Reming langsam, und seine Augen waren über sie hin ins Leere gerichtet, „ich glaube, daß er jetzt zu retten ist."

Sie sah ihn verständnislos an. „Bis heute mußte ich meinen," setzte er nach kurzer Pause hinzu, „daß es die Behörde ist, die nach Hans Leßners Papieren fahndet. Nun erst weiß ich, daß Herr Bergwill nicht im Dienste der Polizei steht. Er diente jemand anderem. Sonst hätte er aus jenem Schranke, in dem dieses Manuskript lag, nicht nur die Briefe genommen. Aber er wollte eben allein die Briefe, er suchte gar nichts anderes. Wem er dient? Die Papiere wurden heute geraubt, heute, wo die Blätter zum ersten Male mit deutlichem Hinweis eine Dame in Beziehung zu der Mordaffäre bringen! Deshalb also handelte er rasch und ohne Bedenken. Deshalb glaubte er, die Zeit des Zuwartens sei vorüber. Die Briefe in Ihren Händen wurden jetzt, nachdem diese Andeutungen gefallen, zur Gefahr — Ah! daß sie es wurden, daß sie es heute wurden, das beweist mir, wie richtig ich hier vermutet habe! Ich brauche Sie nicht erst zu fragen, Erika Wenk, von

wessen Hand diese Briefe sind!" Er näherte sich dem Schranke und betrachtete die Türen, die augenscheinlich mit einem Meißel oder Stemmeisen aufgebrochen waren. Als er sich dann zu Erika wendete, war seine Stimme wieder leise und ruhig, wie sonst, sein Wesen verriet nichts mehr von der Erregung, die in den letzten Sekunden in Wort und Ton gelegen. „Ein kräftiger Bursche," sagte er anerkennend, „ein kräftiger Bursche. Jedenfalls aber ist das sicher: wäre ich mir über die Funktion dieses Herrn Bergwill im klaren gewesen, so hätte ich ihm weit weniger Rücksicht bewiesen, als es geschehen. Ich fürchte, jetzt ist es zu spät, aber vielleicht kann ich mit diesem Herrn noch ein Wort sprechen." Leichten Schrittes verließ er das Zimmer und begab sich in den Speisesaal. Dort erfuhr er, daß Herr Bergwill vor einer Stunde etwa abgereist sei; er hätte eine jener Reisen angetreten, zu denen ihn sein Beruf von Zeit zu Zeit zwang.

Reming bedauerte das außerordentlich. Dann sprach er nochmals bei Erika vor. Er beruhigte sie über die Folgen dieses Diebstahls. Eine Wendung zum Ungünstigen für Hans Leßner konnte er nicht bedeuten. Er gab das Versprechen, sie nicht ohne Nachricht zu lassen.

Eleonora Fenner war über seinen Entschluß, abzureisen, sehr betroffen. Die Miete war zwar für längere Zeit im voraus bezahlt, sie suchte ihm jedoch klar zu machen, daß er Rotenfeld ohne Erlaubnis seiner Tante gar nicht verlassen dürfe. Es gelang ihm, sie zu überzeugen, daß er eben wegen jener

Vorfälle im Gymnasium sich persönlich rechtfertigen müsse. Sie gab ihm einen Brief mit, in welchem sie ihre Unschuld an allem betonte und ihre Pension weiterhin empfahl.

Den Abschied von den übrigen Pensionären gedachte er sich zu schenken. Sein Gepäck konnte er sich nachsenden lassen; er hatte hier nichts mehr zu tun. Aber als er bereits die Türe der Pension hinter sich geschlossen hatte und nur mit einer Handtasche, in der sich Geld und Papiere befanden, ausgerüstet, den Weg zum Bahnhof einschlagen wollte, sah er sich plötzlich Doktor Eynert gegenüber.

„Ich weiß, daß du ihr die Seelenruhe wiedergegeben hast," sagte Eynert mit schicksalsschwerem Ton und griff nach Remings Hand.

„Ich werde den Zug versäumen," erwiderte dieser und suchte sich zu befreien. Aber Doktor Eynert hielt fest.

Mit starkem, freundschaftlichem Druck hielt er diese Hand umspannt und suchte mit dem Blicke Remings Augen. „Leb wohl," sagte er, „du wirst ja wiederkommen. Ich habe wohl gesehen, daß du ihr Interesse gewonnen hast. Du hast sie trösten dürfen, dich hat sie gerufen, nicht mich! Denke nicht, daß ich dir dein Glück mißgönne. Aber das sollst du wissen, das glaube mir: um eines andern willen hätte ich nicht verzichtet."

4

Jeden Tag wurde Hans Leßner verhört. — Gegen zehn Uhr morgens erschien ein Aufseher in seinem Zimmer, der ihn aufforderte, sich zum Untersuchungsrichter zu begeben. Der Mann sprach kein Wort mehr, als zu dieser Nachricht notwendig war. Es ließ sich kein Mensch erdenken, in dessen Haltung mehr Pflichtbewußtsein ausgedrückt sein konnte, als jener Aufseher zur Schau trug. Seine gleichgültigsten Gesten sprachen noch von Unbestechlichkeit und schienen eine Zurückweisung gegen das Ansinnen eines Häftlings zu bedeuten. Er war die verkörperte Hausordnung mit ihren unbeugsamen Paragraphen, wie sie in jedem Zimmer angeschlagen war. Hans Leßner empfand das abweisende Benehmen des Mannes für überflüssig und nicht am Platz. Er hatte noch nie daran gedacht, andere als ordnungsgemäße Fragen an ihn zu stellen.

Dann ging es über eine weite Flucht von Korridoren in den vorderen Trakt des Gebäudes, wo die Zimmer der Richter lagen. Die Schritte der beiden Männer hallten weithin, in jedem der Gänge kamen sie an dem dort patrouillierenden Wachtposten vorüber, sonst begegnete ihnen kein Mensch. So gelangte

man zum Zimmer des Untersuchungsrichters und nun wurde die Sache abwechslungsreicher.

Hans Leßner führte Buch über die verschiedenen Arten der Begrüßung, die ihm Doktor Wieger, der Untersuchungsrichter, zuteil werden ließ. Bald wurde sein Eintritt überhört; jener blieb in die Akten vertieft, lesend, notierend, völlig in Anspruch genommen, bis er plötzlich, ganz zufällig, Leßners Anwesenheit bemerkte, sich der Affäre entsann und zerstreut auf die Sache zu reden kam; bald begrüßte er ihn mit gewinnender Freundlichkeit, forderte ihn lächelnd auf, Platz zu nehmen, lud ihn gewissermaßen zu einem Gespräch unter guten Bekannten ein und hielt auch den Ton der Konversation während des ganzen Verhöres fest; ein andermal war er schroff, im Wesen streng formell und abweisend, durchaus nicht gesonnen, den Abstand zu vergessen, der zwischen ihm und dem Gefangenen war. Leßner verwandte unverhältnismäßig viel Nachdenken darauf, das System zu suchen, das in diesem wechselnden Benehmen liegen mußte. Er erklärte die Sache schließlich damit, daß es Doktor Wieger nur darum zu tun war, ihn zu überraschen, ihn jedesmal vor eine möglichst unerwartete Situation zu stellen. Und nachdem er dieses Prinzip einmal gefunden, erriet er in der Regel im Vorhinein, welcher Art sein Empfang sein würde und wie das Gespräch beginnen dürfte.

Und diese Gespräche hatten nichts Furchterregendes für ihn. Seltsamerweise wünschte er gar nicht, von ihnen befreit zu werden. Seltsamerweise, wie er sich gestand; denn die Grundlage jeder Unter-

redung zwischen Menschen ist ein bestimmtes Maß von Vertrauen, der Glaube an das Wort des andern: Hier fehlte dieses Vertrauen. Unter den Kundgebungen von Mensch zu Mensch nimmt ja das Verhör eine Ausnahmestellung ein. Hier sprach der eine, um zu Äußerungen zu verlocken, die sein Partner nicht machen wollte, die ihn in der nächsten Sekunde gereuen mochten, und der andere im Bewußtsein, daß man ihm Lüge zutraute, ja, nichts anderes als Lüge von ihm erwartete. Dieses Fallenstellen und Ausweichen, dieses Gespräch, dessen Fundament das Mißtrauen war, schien gar nicht in die Zeit zu gehören, schien eine barbarische Form des Verkehrs, die man zwei gebildeten Menschen der Gegenwart nicht zumuten dürfte. Auch bei Hans Leßner steigerte sich das Gefühl des Ekels während der ersten Vernehmung bis zur Unerträglichkeit. Dann aber trat ein Wandel ein. Zufällig war er in Doktor Wieger auf einen Kriminalisten der alten Schule getroffen, der seinem Beruf mit Begeisterung anhing. Das Überrumpeln und Irreführen war seine Leidenschaft, er wandte alle Mittel der Täuschung und des Überlistens an, die ihm im Rahmen des Gesetzes eben noch gestattet waren. Mit wirklicher Lust war er bei der Sache.

Und Hans Leßner erlebte es, daß auch bei ihm, der so schwer an seinem Schicksal litt, ein gewisses sportliches Vergnügen die Oberhand gewann. Hier gab es einen Kampf, ein Assaut mit Worten und Mienen, von dessen Ausgang alles abhing. Seine Intelligenz nahm, fast wider seinen Willen, die Herausforderung an und parierte die Stöße des Gegners.

Doktor Wieger repräsentierte die Gesellschaftsordnung, er konnte nur Anerkennung und soziale Vorteile gewinnen, bei Hans Leßner war es ein Kampf ums Leben; aber an Ruhe und Überlegtheit zeigten die beiden Gegner sich ebenbürtig. Diese Gespräche waren ein Duell des Scharfsinns, mit dem ganzen Anreiz des Kampfes für beide, mit seiner ganzen Gefahr für den einen. In der endlos langen Zeit der Haft war es eben diese eine Vormittagsstunde, die Hans Leßner das Gefühl gab, daß er noch im Leben stünde, daß er noch Beziehungen zu den Dingen des Lebens besaß.

Doktor Wieger war nicht immer allein bei der Vornahme des Verhöres. Des öfteren befand sich ein großer, sehr eleganter Herr bei ihm, der gelegentlich in das Gespräch eingriff und die Fragestellung auf dieses oder jenes Gebiet lenkte. Das war Gerichtsrat von Walsen, der eigentliche Leiter der Untersuchung. Er war zum Richterberuf außerordentlich befähigt und von allgemein anerkannter Tüchtigkeit. Wenn ihn etwas in diesem Berufe störte, so war es die Notwendigkeit, dienstlich mit Personen aller möglichen Stände verkehren zu müssen. Er war ein Mann aus vornehmer Familie und von aristokratischen Gewohnheiten; er liebte es nicht, sich gemein zu machen, und hätte einst gerne die militärische Karriere erwählt. Der Wunsch seiner Familie, die auf seine frühzeitig hervorgetretene geistige Begabung in mancher Beziehung Hoffnungen setzte, entschied über seine Laufbahn. Nun hatte er ein glänzendes Avancement vor sich und wurde in der Regel mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Der Fall Leßner war eine solche

Aufgabe. In einer Sache, die von der ganzen Öffentlichkeit mit Spannung verfolgt wurde, war niemand geeigneter, die Behörde zu repräsentieren als er, dessen Privatleben unantastbar, dessen Amtsführung einwandfrei war. — Es blieb dahingestellt, wessen Persönlichkeit ihm weniger sympathisch war, die des Untersuchungsrichters, der mit überlauter Stimme und lebhaften Gesten zu sprechen pflegte, oder jene des Angeklagten, der sich auf kurze Antworten beschränkte und in keiner Weise aus der Ruhe zu bringen war. Er beobachtete beide mit dem gleichen Interesse. Und es war ein Interesse, das an die Wißbegier des Naturforschers erinnerte.

Die Haft hatte das Äußere Hans Leßners in keiner Hinsicht verändert. Seine Gesichtsfarbe war ungewöhnlich bleich, dunkelbraune Locken rahmten die weiße Stirne ein. Er hatte eines jener Gesichter, bei deren Anblick man vergißt, sie auf Schönheit hin zu beurteilen. Wenn man sich nachträglich über seinen Eindruck Rechenschaft geben wollte, so lag am nächsten, es interessant zu nennen. Diese scharf geschnittenen Züge aus denen zwei dunkle Augen mit nicht leicht bestimmbaren Ausdruck auf dem anderen geruht hatten, prägten sich dem Gedächtnis ein. — Er war schlank, nicht viel über Mittelgröße. Seine Kleidung war nicht der Mode gemäß, aber mit Geschmack gewählt.

Einen Fortschritt in der Aufklärung des Falles erzielten diese täglichen Verhöre nicht. In der Sprache der Untersuchung hieß es, der Angeklagte leugne. Hans Leßner stellte seine Schuld am Morde in

Abrede. Er tat es mit Bestimmtheit und Ruhe. Er beteuerte nicht die Unschuld, er konstatierte sie. Über sein Zerwürfnis mit Professor Berlik gab er keine Auskunft; er nannte das: eine nur ihn angehende Angelegenheit. Auch seine Anwesenheit im Laboratorium zur Stunde des Mordes hatte er ursprünglich nicht zugeben wollen. Man hatte die Zeugen vorgeladen, einen nach dem anderen, hatte ihn einzeln mit jedem konfrontiert, und endlich war ihm jede Ausflucht abgeschnitten gewesen. Da hatte er zuletzt erklärt: „Es scheint mir selbst sehr unwahrscheinlich, daß sich diese Herren, die mit soviel Überzeugung aussagen, irren sollten. Ich werde also wohl zur kritischen Stunde ins Laboratorium gegangen sein. Ich werde auch gerade diesen Überrock und Hut getragen haben. Und was gedenken Sie weiter daraus zu folgern, Herr Doktor? Es ist damit erwiesen, daß ich wirklich mit Professor Berlik kurz vor seinem Tode eine Unterredung hatte. Ich wünschte diese Tatsache zu verschweigen. Das geschah, weil ich den Inhalt dieser Unterredung als meine Privatangelegenheit betrachte."

„Sie dehnen den Bereich Ihrer Privatangelegenheiten sehr weit aus," sagte Doktor Wieger. „Sie lassen mich an die Möglichkeit glauben, daß Sie auch Leben und Tod Ihrer Nebenmenschen in diesen Bereich einbeziehen."

Die Untersuchung war bestrebt festzustellen, ob der Beschuldigte eine solche Injektionsspritze besessen, wie die, mit welcher der tödliche Stich geführt war; ob und wo er sich jenes Gift beschafft hatte.

Darauf wurde außerordentlich viel Scharfsinn und Mühe verwendet. Dann galt es zu erforschen, ob der Versuch gemacht war, die verschwundenen Papiere Berliks an irgendeiner Stelle der Verwertung zuzuführen. In der Lebensführung des Angeklagten suchte man nach Anhaltspunkten für die möglichen Motive zum Diebstahl und Mord. Haß und gekränkten Ehrgeiz hatte man angenommen. Doktor Wieger fand das Verbrechen damit nicht entsprechend begründet. Diese Motive schienen ihm neumodisch und romantisch. In seiner Psychologie gab es eigentlich nur ein einziges Motiv, dessen Vorhandensein jede Tat auch wirklich begreiflich machte: Gewinnsucht. Endlos waren seine Bemühungen, eine materielle Notlage bei Hans Leßner zu finden, oder wenigstens ein Mißverhältnis zwischen seinem Besitz und seinen derzeitigen Bedürfnissen. Die Debatten, die Untersuchender und Angeklagter führten, wurden oft weitschweifig und verworren. Befand sich Gerichtsrat von Walsen zugegen, so gab er meist schon frühzeitig das Zeichen zur Beendigung des Verhöres.

Den Rest des Tages blieb Hans Leßner sich selbst überlassen. Man hatte ihm Bücher und Schreibpapier bewilligt, aber er arbeitete nicht. Hier hatte er Zeit, sich mit seinem Schicksal zu befassen; und Stunde um Stunde ging er in dem schmalen Zimmer auf und nieder, vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster; unzähligemale durchmaß er den Raum und beschwor die Bilder der Vergangenheit herauf.

Kaum jemals war eines Menschen Lebensweg vom Beginn an so geebnet und gesichert gewesen,

wie der Hans Leßners. Sein Schicksal schien ihm vorgeschrieben und gegen Stürme aller Art geschützt zu sein; die Möglichkeit einer Entgleisung lag außer aller Berechnung. Er entstammte einer Gelehrtenfamilie; seit Generationen hatten seine Vorfahren der Wissenschaft gedient. Auch sein Vater, der den Beruf eines Arztes ausübte, war in bescheidenem Maße als Forscher tätig. Den Stolz dieses Mannes bildete die kostbare Bibliothek, welcher der größte Saal der Wohnung eingeräumt war. Dort standen in mächtigen Gestellen aus dunklem Holze zahllose Bände, wie sie in mehreren Menschenaltern in den Besitz der Leßners gekommen waren. Was Menschengeist in den Jahrhunderten gefunden und erdacht hatte, ruhte in diesen Büchern; von den Namen der Besten unter den Pionieren des Wissens fehlte hier keiner. In Hans Leßners Jugenderinnerung stand dieser Saal mit seinem feierlichen Ernst und er hörte den Vater, wie er ihm die Werke nannte und zu ihm von ihrer Bedeutung sprach. Damals schon galt es für entschieden, daß er später einmal sich ganz dem Gelehrtenberufe würde widmen können, auf den der Vater seinerzeit nur ungern Verzicht geleistet hatte. Der materielle Zwang, der jenen gebieterisch auf eine einträglichere Tätigkeit hingewiesen hatte, bestand für den Sohn nicht mehr. Hans Leßner war der Sorge um seine Existenz enthoben. Er dankte seinem Vater, dessen Lebensziel es gewesen, dem Sohn die Unabhängigkeit zu sichern, eine Rente, die für alle Ansprüche, die er an das Dasein stellen konnte, vollauf genügte.

Der Tod der Mutter fiel in die Zeit früher Kindheit, er entsann sich ihrer nicht mehr. Bald nachdem er die Universität bezogen, verlor er auch den Vater. Er blieb ohne Freunde, ohne irgendwelche Beziehung intimerer Art, und zwei Jahre lang war es das Studium allein, das seinen Lebensinhalt ausmachte. Er hatte die Chemie zum Hauptfache erwählt, und sein lebhafter Wissensdrang empfing reiche Befriedigung in den Geheimnissen, die sie ihm erschloß.

Er suchte damals nicht nach Menschen, aber er mied sie auch nicht. So kam es, daß sich fast ohne sein Zutun die nähere Bekanntschaft mit zwei Personen herausbildete, die seinen Lebensweg gekreuzt hatten.

Die eine war die Studentin Erika Wenk.

Oft hatte er ihre Anwesenheit bei den Vorlesungen bemerkt. In der Ruhe ihres Wesens lag etwas Anziehendes für ihn, er fühlte das Verwandte; und bevor er sie kannte, oder auch nur von ihr gehört hatte, wußte er bereits, daß ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihr und ihm eigentlich eine Selbstverständlichkeit war, daß sie einander nahe kommen müßten. Dann fügte es sich einmal nach der Vorlesung, daß sich ein Gespräch zwischen ihnen entspann. Ohne vorherige Vorstellung, ohne daß es ihm oder ihr gerade in diesem Moment um die Bekanntschaft zu tun gewesen wäre. Einfach nur deshalb, weil es beide in gleicher Weise interessierte, ob die chemische Reaktion der beiden Flüssigkeiten, die der Vortragende demonstriert hatte, auch dann eintreten würde, wenn

man den Versuch im luftleeren Raum wiederholte. Wissenschaftliche Gespräche bildeten auch fernerhin einen großen Teil ihres Verkehrs. Fast nie sprachen sie von sich selbst, stets handelte es sich um ein gemeinsames Interesse, das sie besaßen, aber sie erkannten sich deshalb nicht weniger gut. Beide standen trotz ihrer Jugend dem Leben fast ohne Erwartungen gegenüber; der Grundzug ihres Wesens war der Ernst, sie fühlten sich zur Arbeit berufen, und jeder Teil verstand den Wert der Kameradschaft des anderen zu schätzen. Ihre Charaktere stimmten vortrefflich zusammen, und mit vollem Recht nannten sie ihre Beziehung eine Freundschaft. Sie waren sich unentbehrlich geworden, ehe sie selbst es wußten. Sie war es, die zuerst erkannte, daß ihre Freude an seinen Gedanken und Schlußfolgerungen mehr war, als das bloße Interesse für die Sache. Sie empfand seine Stimme angenehm, sie hatte wirklichen Genuß daran, seinen Geist bei der Arbeit zu belauschen, seine Ideen mitzuerleben. Spät erst und mit Staunen fühlte er wieder die Wichtigkeit, die sie für ihn gewonnen hatte. Seine Gedanken entfalteten sich leichter, sein Geist war reger, wenn er zu ihr sprach, wenn er in diesen ernsten, braunen Augen das Verständnis las. Ihr schweigendes Zuhören schuf mit an seinem Denken. Das dankte er ihr. So kamen sie überein, sich für das Leben anzugehören.

Mehr Bewegung und Unruhe brachte die andere Bekanntschaft für Hans Leßner mit sich, die er in jener Zeit machte: die Bekanntschaft mit Artur Reming.

Auch hier hatte man sich zuerst in einigen Vorlesungen gesehen, die Reming damals anzuhören für gut fand. Dieser war es auch gewesen, der offenkundig Interesse für den etwas älteren, an Kenntnissen weit überlegenen Kollegen zeigte und dessen Verkehr zu wünschen schien. Den ersten Anlaß zur Bekanntschaft gab ein Renkontre, das Leßner mit einem anderen Studenten hatte. Derlei Zwischenfälle waren häufig. Hier handelte es sich um eine Meinungsverschiedenheit bezüglich der Sitte, im Hörsaal Plätze zu belegen, und Leßner war fraglos im Recht. Er wurde durch eine Äußerung seines Gegners beleidigt. Reming, der Zeuge des Streites gewesen war und Leßners isolierte Stellung unter den anderen kannte, nahm nicht mit Unrecht an, daß dieser seine Dienste brauchen könnte, und erbot sich, die Sache zu ordnen.

Hans Leßners prinzipielle Stellung zur Duellfrage sprach nicht mit. Er hatte sich überhaupt kaum je ernstlich mit dem Für und Wider dieser sozialen Einrichtung befaßt. Wenn er sich jetzt auch eine Ansicht zu bilden hatte, so hielt er jedenfalls den Moment für ungeeignet, um sich als Gegner des Zweikampfes zu bekennen. Er hätte das angesichts einer persönlichen Gefahr für wenig geschmackvoll gehalten. Er bat Reming nur, die Affäre nach seinem Ermessen zu erledigen. Sie endete mit einer formellen Ehrenerklärung, die Leßner zwei Tage später aus Remings Händen empfing. Wie es dazu gekommen, erfuhr jener erst lange nachher.

Artur Reming war mit dem festen Entschluß an

seine Aufgabe gegangen, die Austragung mit den Waffen nicht zuzulassen. Bestimmend für ihn war die Überzeugung, daß Hans Leßner in der Führung des Säbels vollkommen ungeübt sein dürfte und deshalb nicht mit einem günstigen Ausgang zu rechnen hätte. Ferner war es klar, daß er unbegründeterweise angegriffen worden war und berechtigt sein mußte, Entschuldigung zu fordern.

Doch Reming stieß auf heftigen Widerstand und hätte sein Ziel mit normalen Mitteln nie erreicht. Die andere Partei, Leßners Gegner und seine Freunde, war sich der Überlegenheit am Kampfplatz wohl bewußt und sie wollte sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, sie auszuüben. Für sie mußte dieses Duell ein billiger Sieg werden, und es war in ihren Kreisen der Brauch, solche Siege zu sammeln. Keine Vorstellung von Recht und Unrecht vermochte sie davon abzubringen. Im Gegenteil: sie nahmen Reming gegenüber eine feindselige Haltung an, und er mußte einsehen, daß alle seine Bemühungen, logisch den Sachverhalt zu klären und die Notwendigkeit einer Entschuldigung darzutun, nur dazu führten, die Situation zu verschärfen. Höflich, wie es seine Art war, unterbrach er die Unterredung und verschob die endgültigen Abmachungen für den nächsten Tag.

Zu dieser Zusammenkunft erschien er nicht mehr allein. In seiner Begleitung befand sich einer der jungen Leute seines Verkehres, bei dessen Erscheinen die beiden Herren, mit denen man verhandelte, ein gewisses Mißbehagen nicht verbergen konnten. Über die Persönlichkeit dieses jungen Mannes waren sie sich

vollkommen im klaren. Er hatte seinen Ruf am Fechtboden durch eine ganze Reihe von Duellen begründet, und er verheimlichte nicht, daß er stets bereit war, für diesen Ruf wieder einzutreten. Er betrachtete den eigenartigen Respekt, den er sich erworben, die ängstliche Scheu, mit der man es vermied, in Feindseligkeiten mit ihm zu geraten, die Unsicherheit der andern ihm gegenüber, als notwendig für sein Metier. Dieses aber war das Hazardspiel, und der junge Mann hieß Konrad Wehlen.

Die Sitzung der Vertreter nahm einen eigentümlichen Verlauf. Nachdem Reming nochmals seine Ansicht verfochten und den andern nahegelegt hatte, sich zu entschuldigen, gaben diese die bestimmte Erklärung ab, daß sie ihren Standpunkt unter keinen Umständen aufgeben würden. Konrad Wehlen betrachtete interessiert die Gesichter der beiden Herren, die ziemlich ungepflegt und mit einigen Narben verunziert waren. Dann nahm auch er freundlich lächelnd das Wort.

„Ich denke mir die Austragung etwa folgendermaßen," und dabei strich er sorgfältig seine Serviette glatt (die Unterredung fand in einem Restaurant statt). „Die Herren nehmen den Sachverhalt zur Kenntnis und geben daraufhin die einzig mögliche und ausreichende Entschuldigung ab, die mein Freund verlangt. Ich sehe wirklich keinen andern Ausweg —"

„Die Austragung mit der Waffe," riefen beide fast zu gleicher Zeit.

„Ist hier nicht am Platze," sagte er. „Nein, in diesem Falle, wo das Unrecht offenkundig auf

Ihrer Seite ist, können Sie nicht darauf bestehen —"

„Pardon, wir denken anders darüber, und wir bestehen darauf."

Er hörte nicht. Er verstand absolut nicht, was sie da gesprochen hatten. „Es wäre das," sagte er, „gewissermaßen eine Büberei."

„Wie?"

„Eine Büberei, — die ich Ihnen natürlich nicht zutraue. Das ist meine Ansicht." — Nach einer Pause von Sekunden setzte er mit plötzlichem Ernst noch hinzu: „Und ich stehe persönlich für diese Ansicht ein."

Die Augen des Wortführers der beiden andern ruhten einige Sekunden auf Konrad Wehlens gepflegter Hand, die noch immer mit der Serviette spielte. Er mochte an alles das denken, was mit Recht oder Unrecht dieser Hand zugeschrieben wurde, und dann antwortete er mit etwas unsicherer Stimme: „Ich habe soviel Zutrauen in Ihre persönliche Korrektheit, daß ich Ihre Ansicht in diesem Falle nicht bekämpfen werde. Wir fügen uns also Ihren Wünschen." Das Wort, das gefährliche Wort von früher, er schien es gar nicht gehört oder wieder vergessen zu haben. —

Zwischen Artur Reming und Hans Leßner entwickelte sich ein reger Verkehr. Reming war es, der ihn mit allen Mitteln anstrebte, der eine menschliche Beziehung zu suchen schien, die ihn ausfüllte und seinem Leben Inhalt gab. Er begleitete Leßner auf seinen Spaziergängen in die Natur, er

verließ die Salons und Kaffeehäuser, in denen sonst sein Dasein verlaufen, um mit jenem tagelange Ausflüge zu machen. Sie sprachen über Literatur und Musik und fanden sich beide stets außerhalb der Banalität. Hans Leßner schöpfte manche Anregung aus dem Verkehr, und schließlich folgte er seinerseits dem Freunde auf dessen Lebensgebiet, in die Gesellschaft.

Bald lernte Reming auch Erika Wenk kennen. Sie verhielt sich ihm gegenüber von Anfang an reserviert. Sie verstand die Intensität seiner Zuneigung für Hans Leßner nicht. Sie hatte den Eindruck, daß hier Motive mitsprachen, die man nicht kannte und die nicht zugegeben wurden. Mit dem Scharfblick der liebenden Frau nahm sie wahr, daß dieser Mensch, der Hans Leßner mit Freundschaft umgab, in Wirklichkeit für sich selber bei ihm eine Zuflucht suchte, daß er zu jener Zeit seelischen Halt und Hilfe brauchte. Sie kannte seine Vergangenheit nur wenig. Sein Reichtum und seine Unabhängigkeit hatten ihm Kreise und Lebensbahnen eröffnet, die ihr fremd waren, aber seine Gegenwart verstand sie gut. „Er klammert sich an dich, wie ein Schiffbrüchiger," hatte sie einmal zu Hans Leßner gesagt. Der wollte das nicht zugeben. Er sah den wirklichen Wert, den diese Freundschaft hatte, und empfand Erikas Urteil als eine ungerechte Herabwürdigung. Er fragte nie nach den Dingen aus Remings Leben, die ihm jener nicht von selbst erzählte. Es war nicht seine Art, an verschlossenen Türen zu horchen. Aber er fühlte, daß aus allem, was sie voneinander wußten und gemeinsam

erlebten, ein starkes Band der Sympathie zwischen ihnen gewoben war und nichts Unbekanntes aus irgendeiner Vergangenheit her imstande sein konnte, dieses zu zerreißen. — Er dachte jetzt an jene Zeit, wo sein Interesse für Menschen zwischen Reming und Erika Wenk geteilt war, als an etwas Fernliegendes, an eine Periode des Friedens, zurück. Es war mit einem Male alles anders geworden.

In einer der Gesellschaften, die er mit Artur Reming besuchte, lernte er Henriette Berlik kennen. Und wenn er in seiner Erinnerung bei diesem Punkte angelangt war, so schwand alles übrige, er sah nichts vor sich, als ein blasses Gesicht mit seltsam wechselndem Ausdruck in den Augen, die bald von unendlicher Güte, bald von Haß und Bosheit erzählten, und er suchte zu verstehen. Das war sein Leben gewesen in diesem letzten Jahre: er hatte zu verstehen versucht. Wie konnte eine Frau von dieser Schönheit leben? Das war der erste Grund zu staunen. Schon die Tatsache an sich war seltsam. Es war unglaubhaft, es war widernatürlich, so schön zu sein. Er begriff nicht, daß die andern an dem Wunder vorüberkamen, daß es Menschen gab, die sie einreihten, die ihre Schönheit beurteilten. Er war nie dahin gelangt, hier ein Urteil abzugeben. Er kam nicht vorüber.

Henriette Berlik! Jede Linie dieses Gesichtes war vollkommen. Alles das, die Locken ihres tiefblonden Haares, die zarte Färbung der Haut, die wunderbare Harmonie ihrer Züge schien nicht dem Leben bestimmt, schien ein Kunstwerk von höchster

Vollendung, nur zum Bewundern und zum Anstaunen geschaffen. Und daß sie lebte, wünschte und handelte, in das Leben anderer eingreifen konnte, das war bereits etwas Unerwartetes. Nichts Ungewöhnliches, das von ihr kam, konnte weiter überraschen; das Gewöhnliche aber hörte auf, gewöhnlich zu sein, wenn sie es tat. Er hatte früher geglaubt, die Menschen zu kennen, er hatte sich über Welt und Leben Ansichten gebildet, ernst und zielbewußt Erkenntnis gesucht. Alles Errungene war jetzt wertlos. Sein Wissen und sein Verstand reichten nicht aus. Die Logik versagte. Diese Frau war anders als die Welt, in der er sich zu Hause gefühlt hatte, sie fühlte und handelte anders als alle Menschen, denen er bisher begegnet war. Und er hatte gestrebt, sie zu begreifen. Das blieb der Zauber, mit dem sie ihn gefesselt hielt, mit dem sie ihn aus seiner Lebenssphäre riß: die Unbegreiflichkeit ihres Wesens.

Er dachte zurück an jenes erste Zusammentreffen. Er war sofort von ihr bemerkt worden; in dem Augenblick schon, als er mit Reming durch die Türe des Salons trat, begegneten sich ihre Augen. Dann hatte er mit ihr gesprochen. Er entsann sich jedes Wortes und seines Staunens an jenem Abend. Wie seltsam war es, daß sie unter Menschen leben konnte? Aus allem, was sie sprach und dachte, strahlte eine unnennbare Güte, eine Güte, die nicht von dieser Welt zu sein schien. Sie liebte seine Wissenschaft nicht, sie glaubte, daß es nur einen Beruf gäbe, dem man sich ganz und voll zu weihen vermöchte: den des Arztes. Helfer sein, Heilung

bringen und Wohltun, es war kein Leben außer diesem Leben. „Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen," fragte sie, „daß die Linderung eines Schmerzes — und wäre es der Schmerz eines Tieres! — allein alle Taten des Geistes und des Verstandes aufwiegen könnte? Wir leben in einer Welt, in der andere leiden. Wir leben nur dadurch, daß wir das vergessen, und ich habe diese Kunst des Vergessens in geringerem Maße zu eigen als die andern. Ich leide mit unter fremder Qual, auch ohne von ihr mehr zu wissen, als daß sie vorhanden ist. Sehen Sie diese Menschen," — sie war mit ihm in eine Nische getreten; ihre Gesellschaft hatte sich zerstreut, nun deutete sie auf den Strom animiert plaudernder und scherzender Paare, die zum Tanz antraten — „sehen Sie diese Menschen! Ich kenne viele von ihnen, und weiß, sie sind gut. Keiner würde am Bette eines Sterbenden lachen und scherzen, keiner würde fähig sein, zu genießen, wenn er sieht, daß sich ein Mensch neben ihm in Zuckungen des Schmerzes windet. Aber jetzt lachen sie und genießen, nur weil sie eben nicht dicht neben diesem Bette stehen, nur weil sie es nicht ansehen müssen, obwohl sie wissen, daß in dieser Stadt Hunderte jetzt mit dem Tode ringen, irgendwo, vielleicht nur durch eine Mauer von ihnen getrennt! Daß wenige Schritte von ihnen vielleicht die Verzweiflung ein Opfer fordert! Ich habe wenig Lust zum Tanz."

Neben ihnen stand plötzlich Professor Berlik. Hans Leßner kannte die mächtige, leicht vorgeneigte Gestalt, den feinen, geistreichen Kopf mit dem leicht

angegrauten Bart und Haar vom Katheder her. „Mein Gatte, Professor Berlik," stellte sie vor. Die Augen des Hinzugetretenen hafteten mit einem eigenartigen Ausdruck auf Hans Leßner, mit einem Ausdruck, den dieser nicht verstand. Und doch rief mit einem Male dieser Blick in ihm jene Vision der Erdenqual hervor, die von den Worten Henriette Berliks heraufbeschworen worden war. —

Er gedachte der Erregung, in der er die folgende Nacht zugebracht hatte, der Theorien, die er erfunden, um sich das Wesen dieser Frau begreiflich zu machen. Von frühester Jugend an mit aller Liebe, die Menschen zu vergeben haben, geschützt, mochte sie zu dieser wundervollen Schönheit an Körper und Geist herangereift sein, bei deren Erinnerung ihm der Atem stockte. In der Atmosphäre eines hervorragenden Menschen lebend (er achtete die Persönlichkeit Berliks sehr hoch) durfte sie fortfahren, sie selbst zu sein, brauchte der Notwendigkeit und dem Alltag keine Opfer zu bringen.

Er sah sie nach wenigen Tagen wieder. Auch das Bild dieses Nachmittags stand in voller Schärfe noch vor seinem Auge. Sie hatten eine Spazierfahrt gemacht. Nur sie beide. Es fiel ihm gar nicht ein, sich zu verwundern, daß in ihrem Tun und Lassen die Rücksicht auf die gesellschaftlichen Vorschriften keine Rolle spielte. Sie tat, was sie wollte, und es war gut, weil sie es tat. Er fand nichts natürlicher, als daß jedermann das ebenso einsehen mußte, wie er. Er hatte bei der ersten Begegnung seiner Vorliebe für die Natur Erwähnung getan. Sie teilte

dieselbe und lud ihn zu dieser Fahrt ein. Es wurde nicht viel gesprochen; als ob sie sich nach der einen Stunde des Beisammenseins nichts mehr zu sagen hatten. Damals aber war etwas geschehen, das ihn in der Erinnerung erschauern ließ, so viel anderes sich auch nachher ereignet hatte.

Sie saß ihm gegenüber im Fond ihrer Equipage. Es war noch früher Nachmittag, man hatte die Stadt weit hinter sich gelassen und begegnete nur ab und zu einem Automobil, oder einem der kleinen Bauernwagen. Er sah hinaus in die Landschaft und dann wieder auf das Spiel ihrer Hände, die das Fell eines seidenhaarigen, schwarzen Hündchens streichelten, das neben ihr im Wagen lag. Plötzlich sträubte sich das kleine Tier gegen ihren Griff. Sie hielt es, leise auflachend, fest, es wand sich unter dem Druck und schnappte, das Köpfchen jäh herumwerfend, nach ihrer Hand. Das war in einer Sekunde geschehen, niemand hätte es verhindern können, und zwei kleine Blutstropfen zeigten sich auf den weißen Fingern. Sie griff wieder nach dem Hündchen. Da stieß dieses einen Schrei aus. Ihre Bewegung war nicht heftig, nicht drohend gewesen, nichts konnte dem stark zitternden nervösen Tier eine Gefahr anzeigen, und doch war jener Schrei so furchtbar und in der entsetzlichsten Angst hervorgestoßen, wie es nur der letzte Schrei eines lebenden Wesens sein kann, das kein Entrinnen mehr sieht. Dieser Schrei in diesem Augenblick klang wieder in Leßners Ohr, er allein hatte ihn so heftig erschüttert; das Folgende sah er unbeweglich ohne Schrecken mit an. Ihre weiße

Hand hatte sich auf den Nacken des Hundes gelegt; der gab keinen Laut, sondern drehte und streckte sich krampfhaft. Leßner sah, daß sie die Finger an seiner Kehle hatte und drückte und drückte. Eine Minute verging und noch eine. Dann faßte sie das Tier bei den Hinterfüßen und hob es empor. Es war kein Leben mehr in ihm. Schlaff und unbeweglich hing der Körper herab. Mit einer kurzen Bewegung schleuderte sie ihn aus dem Wagen gegen einen Baumstamm; die kleine Leiche fiel hart gegen den Stamm und dann auf die Erde. Und die Fahrt ging ununterbrochen weiter. Henriette Berlik sah ihrem Begleiter ins Gesicht. Sie schien die Gedanken hinter seiner Stirne lesen zu können; spöttisch und leicht lachte sie auf und betrachtete dann das Blut auf ihrer Hand, das sie nicht trocknete. „Mich verletzen," sagte sie, „ist das Verbrechen aller Verbrechen; denn ich bin höher organisiert als die andern."

Und er sah sie immer wieder.

Ein Zufall wollte es, daß Erika Wenk zu jener Zeit die Stadt verließ. Sie hatte nie beabsichtigt, die Studien zu vollenden, sondern wollte nur, so lange es ihr möglich war, ihr Wissen vermehren. Jetzt trat die Notwendigkeit an sie heran, Geld zu verdienen. Der Fall war zwischen ihr und Hans Leßner längst vorhergesehen und besprochen worden. Sie begab sich in eine Provinzstadt, wo ihre Familie vielerlei Beziehungen besaß, und sie sicher sein konnte, als Lehrerin ihr Fortkommen zu finden. Er hatte noch einige Jahre des Studiums vor sich.

Dann war er in der Lage, sich eine selbständige Existenz zu gründen, und ihrer Vereinigung stand nichts mehr im Wege. Ihm aber war ihre Abreise jetzt die Befreiung aus einer qualvollen Situation. Erika war für ihn keine andere geworden, seitdem er Henriette Berlik kannte, sie war noch immer der beste Mitarbeiter und Kamerad. Aber wie wenig bedeutete ihm jetzt das alles! Er war mit seinem ganzen Selbst an jene Frau gebunden, alle Menschen, die von früher her ein Anrecht auf ihn zu haben glaubten, standen ihm mit ihrer Freundschaft und ihrem Interesse an seiner Person im Wege, störten ihn nur. Er hatte keine Zeit für den Kameraden und keine für den Freund: er liebte.

Mit Reming sprach er niemals über seine Beziehungen zu Henriette, und auch dieser selbst schien nur ungern ihren Namen zu nennen. Darüber aber, wie die Dinge standen, konnte es für Reming keinen Zweifel geben. Er sah, daß Hans Leßner ein anderer wurde, daß der ganze wohlgefestete Bau seines Daseins in den Grundfesten erschüttert war. Leßner vernachlässigte das Studium; alles, was bis jetzt für ihn Lebenszweck gewesen, schien aus seinem Denken ausgeschaltet zu sein.

Er war täglich in Henriettens Gesellschaft. Die schöne und exzentrische Frau liebte es, einen Kreis von jungen Leuten um sich versammelt zu haben. Und jedem, der um sie war, erschien sie seltsamerweise als eine andere; dem einen als das hehre Ideal des Weibes, dem anderen als ein der Führung bedürftiges Kind, für Hans Leßner aber war sie das Unerklärliche,

das Wunder. Daß die Begriffe von Gut und Böse nicht ausreichten, um ihren Charakter zu bezeichnen, daß sie das Edelste in sich trug wie das Gemeinste, darin lag ihr Zauber, dem sein Verstand unterlag. Mit dem Verstande hatte er bis nun gelebt, all sein Tun hatte der geleitet, er hatte keinen Führer außer ihm. Und daß sie so unbeschreiblich, so unnatürlich schön war, verwirrte ihn stets aufs neue. War nicht gerade sie im Recht, wenn sie anders handelte, als er es von den Menschen zu fordern gewohnt war? Sie war ja — seine Augen sagten es ihm! — aus edlerem Stoff geschaffen als die anderen.

Ihr Wunsch war es gewesen, daß Professor Berlik bei seiner Arbeit ihn zum Helfer nahm. Leßner hatte einst die Bekanntschaft des geistvollen Gelehrten gewünscht, dessen Bücher er kannte. Nun wußte er kaum, daß er neben ihm stand und am selben Werke schaffte. Täglich waren die beiden Männer gemeinsam im Laboratorium tätig. Sie verkehrten formell, außer der Begrüßung fiel kein Wort, das nicht der Arbeit galt. Hans Leßner fragte nicht danach, was der Mann an seiner Seite dachte oder fühlte. Er hatte früher in der Atmosphäre von Recht und Pflicht gelebt, in der es Mitgefühl für den Fremden gab. Jetzt riß ihn die Leidenschaft aus der Bahn, und er verlor jedes Maß für menschliche Dinge, er war allein mit ihr.

Dann kam jener Ausflug in die Berge, den er in Henriettens Begleitung gemacht. Im Gedanken an jene Tage biß er die Zähne zusammen, um den Schmerz der Erinnerung zu betäuben. Wie furchtbar war die Qual dieser Zeit gewesen! Damals

hatte er sich noch gewehrt gegen sie und ihre Art, hatte sie angefleht, mit ihm wahr zu sein. Ein Wort der Liebe oder ein Wort des Hasses, mehr wollte er nicht: „Wer bist du, wer gibt dir das Recht, mir mein Leben zu nehmen und damit dein Spiel zu treiben? Was fesselst du mich an dich und stößt mich wieder fort? Bin ich dir alles oder nichts? Beides hast du mir gesagt! Beides hast du mir bewiesen!" Sie lächelte nur. — Es gab Tage des höchsten Glückes, wo er glaubte, in das keusche Heiligtum einer Seele zu schauen und eines köstlichen Vertrauens gewürdigt zu werden. Und einmal, am Abend eines solchen Tages, stieß sie seine Hand, die zufällig die ihre berührt hatte, mit dem Ausdruck des tiefsten Ekels zurück. Er schauderte, wenn er dieses Blickes gedachte. „So bin ich dir nichts?" fragte er damals. „Bedeutet es nichts, all das Vertrauen, das du mir beweist, bedeutet es nicht einmal, daß meine Nähe dir erträglich ist?"

„Nein! Ich verabscheue mich ja deshalb, weil ich in dieser selben Luft atme, wie du. Schon die Vorstellung, daß es Menschen deinesgleichen gibt, vermöchte mich zum Selbstmord zu treiben . . ." — Und er zermarterte sein Gehirn, um zu finden, womit er sie verletzt. Und er wußte nicht, was sie meinte, wenn sie von Menschen seinesgleichen sprach, denn eines war gewiß: daß sie ihn und seine Art nicht kannte. Daß sie sich nie die Mühe genommen hatte, auch nur zu sehen, wie er wirklich war! Aber doch waren ihre Worte ein Ausdruck des Hasses, und deshalb schlimmer, als hätte sie ihn mit Recht verurteilt.

Und dann machte sie ihn wieder unsagbar glücklich. Ein Blick genügte, der bloße Beweis, daß er für sie vorhanden war.

Irgendwo, in einer kleinen Bergstadt, noch sah er die verräucherte Wirtsstube vor sich, an deren Fenster sie saßen, sagte sie ihm: „Du solltest mich besser verstehen, gerade du. Ich bin dazu da, damit ihr an mir leidet und größer werdet im Leiden an mir. Das ist die Mission, die ich habe. Ihr diene ich." Weit offen sahen ihre Augen in die Ferne, wo die Gletscherspitzen der Berge den Horizont begrenzten. „Ihr alle solltet mir verzeihen — und danken." —

Nach der Rückkehr nahm er seine Arbeit wieder auf. Als wäre nichts gewesen, erschien er im Laboratorium. Wie sonst begrüßte ihn der Professor. — Auch an Hans Leßners Ohr, das für die Außenwelt verschlossen schien, war bereits manches Gerücht über das Zusammenleben Professor Berliks und seiner Gattin gedrungen. Sie selber hatte ihm keinerlei Andeutungen darüber gemacht. Doch war ihm längst erzählt worden, daß der ältere Mann mit unerhörter Leidenschaft an dieser Frau hing, daß er mehr und schwerer unter ihrer Laune litt als alle andern, und daß sie ihn haßte und zurückstieß. Hans Leßner kümmerten die Beziehungen anderer Menschen nicht, ihn interessierte es nicht, ob diese Ehe unter dem Zwang der Not und Verarmung von Henriette geschlossen war, nicht einmal, ob Professor Berlik von dem Leben, das seine Frau in dieser letzten Zeit geführt, Kenntnis hatte oder nicht. So blieb er verständnislos, als der Professor ihn am ersten Tag nach

seiner Wiederkunft beim Verlassen des Laboratoriums aufhielt.

„Ich möchte einige Minuten mit Ihnen sprechen, junger Mann. Gestattet es Ihre Zeit?" Er wies auf einen Stuhl in seiner Nähe.

Hans Leßner setzte sich ihm gegenüber und sah erwartungsvoll auf ihn. Auch dieses Bild hatte sich seinem Gedächtnis eingeprägt. Die hohen Gasometer an den Wänden, die grünen Arbeitstische, auf denen Retorten und Reagenzgläser standen, und im Hintergrund die Glaswand des Raumes, durch welche die Zweige entlaubter Bäume sichtbar wurden. Vor ihm der Mann mit dem ungewöhnlich blassen Gesicht, dessen Augen die seinen vermieden, während er sprach.

„Ich glaube," sagte Professor Berlik, indem er eine silberne Zigarettendose aus der Tasche nahm, sorgfältig eine Zigarette wählte und eine Zündholzschachtel neben sich auf den Tisch legte, „ich glaube, daß wir beide uns zu wenig kennen. Wenn zwei Menschen in so nahe Berührung gekommen sind, wie wir beide — bei der Arbeit, — so ist es gut, wenn der eine weiß, was er vom andern zu halten hat."

Hans Leßner vermochte nichts zu antworten. Wie von ferne her hallten die Worte des Professors an sein Ohr, er prägte sie seinem Gedächtnis ein, aber er machte sich ihren Sinn im Augenblick gar nicht klar. Er konnte es nicht. Gebannt verfolgten seine Augen die Hände des Mannes vor ihm, der langsam in seiner Verrichtung fortfuhr.

Nun nahm er die Zigarette und prüfte sie, nun

griff er nach der Schachtel mit den Hölzern. Schwer, wie gelähmt, lagen Hans Leßners Hände auf seinen Knien. Ihm war, als müsse er jetzt und jetzt aufspringen und den Arm des Professors fassen und halten. Aber er tat nichts und sah zu.

Neben Berlik stand ein dickwandiges, graduiertes Glasgefäß, in dem sich eine gelblich schimmernde ölige Flüssigkeit befand. Er hatte eben mit Proben dieser Flüssigkeit gearbeitet. Kaum einen halben Meter davon entfernt befand sich die Zigarette. Und jetzt hielt jener die Schachtel mit den Hölzern, deren Vorhandensein in diesem Raum bereits etwas Unerhörtes war, jetzt flammte das eine Hölzchen auf.

„Verzeihung, Herr Professor." Hans Leßner sprach ruhig und war Herr seiner selbst. „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß unterhalb dieses Raumes der Hausverwalter seine Wohnung hat, dessen zwei Kinder um diese Zeit zu Hause zu sein pflegen. Es kommt auch vor, daß noch einzelne Studenten im Hörsal über uns verblieben sind."

„Das ist wohl möglich," war die in gleichgültigem Tone gegebene Antwort. Die Zigarette glimmte. Berlik warf das Streichholz mit einer kurzen Bewegung von sich; es flog dicht über das Gefäß mit der gelblichen Flüssigkeit und fiel einen Schritt weit davon zu Boden. Dort flackerte es noch einige Sekunden, dann erlosch es. „Sie müssen entschuldigen, wenn ich mich in diesem Augenblick nicht mit dem Dasein oder dem Risiko anderer Personen beschäftigen möchte. Es handelt sich um uns beide, und um uns beide ganz allein."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Der andere lächelte. „Wirklich? Nein, ich habe nicht die Absicht, Rechenschaft von Ihnen zu fordern. Dazu müßte ich Ihnen erst irgendeine Schuld beimessen, und das tue ich nicht. Soll ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß Sie nicht stärker sind, als ich selber? Ich möchte nur einiges von Ihnen hören. Über — über das Befinden der Dame, mit der Sie gereist sind.“ Er rauchte in langsamen Zügen und schlug die Asche an der Tischkante ab. Als Leßner nicht antwortete, warf er einen kurzen Blick auf ihn. „Stört Sie mein Hausrat in solchem Maße? Wie nervös Sie sind! Ich dachte, Sie würden bereits abgehärteter sein gegen derlei Unberechenbarkeiten, wie dieses Öl hier eine repräsentiert. Nun, schieben wir es beiseite.“ Er tat es mit einem Stoß, bei dem Leßner zusammenzuckte. „Meine Zigarette möchte ich ungern opfern. — Und jetzt sprechen Sie!“ Er sah ihm plötzlich ungeduldig und herrisch ins Gesicht.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir zu erfahren wünschen,“ erwiderte Leßner erstaunt und mit dem Gefühl, die Situation nicht zu beherrschen.

„Das ist eigentümlich, daß Sie es nicht wissen. Ich fragte Sie nach dem Befinden meiner Frau. Meine Frau ist leidend. Es hängt mit diesem Leiden zusammen, daß ich selber sie nur selten aufsuchen darf. Sie kennen sie jetzt und waren viel in ihrer Nähe. Deshalb frage ich Sie!“

„Ich habe nichts von einer Krankheit der Frau Henriette bemerkt.“

„In der Tat!" Berlik schüttelte den Kopf und sah dann prüfend auf sein Gegenüber. „Das ist seltsam," meinte er dann, mehr für sich selber sprechend. „Und ich dachte schon, daß jeder es auf den ersten Blick erkennen müsse."

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, von welcher Art Krankheit Sie sprechen?" Er beherrschte sich mühsam. Er sah dieses blasse Gesicht vor sich, irgendwo, in einer Entfernung, die ebensogut nach Hunderten von Metern, wie nach Zentimetern gezählt werden konnte. Ein Schleier lag auf seinen Augen.

„Nein, nichts von Bedeutung," sagte jener, noch immer in Gedanken. „Es könnte auch ein Irrtum sein —"

„Es ist ein Irrtum! Ich würde es nie wagen, ihr Tun und Lassen mit dem Worte ‚krank' zu bezeichnen. Sie ist anders als alle, besser, vornehmer, sie ist mehr als sie, nicht weniger! Was ist denn Krankheit? Eine Minderung der Fähigkeiten, das Bedürfnis nach fremder Hilfe! Schwäche! Wie kann man da sagen, sie sei krank!" Hans Leßner war in eine ihm unerklärliche Erregung geraten. Seine Glieder zitterten.

Professor Berlik strich sich über die Stirne, ein verzerrtes Lächeln lag auf seinem Gesicht. „Ich sehe," sagte er, „wir sind beide mit demselben Problem beschäftigt."

Leßner sah mit Schrecken, daß die Züge des Mannes vor ihm plötzlich schlaff wurden und seine Hände zu zittern begannen. Er sprang auf.

„Lassen Sie nur," sagte Berlik, „ich brauche keinen Beistand, ich erhole mich sofort. Das war in letzter Zeit des öfteren. Überarbeitung! Was wollen Sie, was starren Sie mich so an?" Nach einer Pause, in welcher er schwer atmend zurückgelehnt geblieben war, nickte er verabschiedend. „Ich danke Ihnen. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Auch meine Zigarette ist zu Ende. Ich wollte nur einige Minuten mit Ihnen angenehm verplaudern." —

Nichts änderte sich in Hans Leßners Leben. Jeder Tag brachte ein Ereignis, jeder Tag brachte einen Schmerz. Schattenhaft sah er die Gestalten von Menschen um sich, die, wie er, Henriette Berlik suchten.

Aus seiner Erinnerung trat noch ein Gespräch mit aller Schärfe hervor. Das war der Abschied, der vor wenigen Wochen zwischen ihm und Artur Reming stattgefunden. Reming mußte, wie alljährlich, für einige Zeit nach Villa Rocca verreisen. Dort lebte Regina Reming, die einzige Verwandte, die er besaß, allein, als Herrin eines großen Gutes. Vielerlei Eigenartiges wurde von ihr erzählt. Es hieß, sie lebe nur für das, was in den Gärten von Villa Rocca grünte und blühte, und meide allen menschlichen Verkehr. Ja, die Notwendigkeit des Daseins der Menschen gebe sie überhaupt nur zu, weil gewisse Pflanzen deren Pflege brauchten. Ein Jahr vorher war Hans Leßner mit Reming dort zu Gaste gewesen. Er entsann sich Regina Remings als einer weißhaarigen, schwarzgekleideten Frau, die nur den ersten Abend in seiner und

Arturs Gesellschaft verbracht hatte. Damals hatte der Neffe ihr kurz über den Stand des Gutes Vortrag gehalten und ihr eine Anzahl von Papieren vorgelegt. Sie war freundlich, aber ohne jedes Interesse für die Angelegenheiten, deren Mitteilung jener für seine Pflicht zu halten schien. Sie hatte sich dann verabschiedet, und den Rest des mehrwöchentlichen Aufenthaltes war sie für ihre Gäste nicht mehr sichtbar geworden. Sie bewohnte nicht das Gutshaus selbst, sondern einen kleinen Pavillon in einer Partie des Gartens, die Artur Reming und Leßner — ihren Wünschen folgend — niemals aufsuchten. Merkwürdig war Leßner damals vor allem eine ihrer Äußerungen erschienen. Sie hatte den Neffen gefragt, ob er nicht endlich dauernd in Villa Rocca verbleiben wolle. Für Hans Leßner, der Reming in tausenderlei Beziehungen zu den Menschen kannte, war es unmöglich, sich diesen in die gleichförmige Einsamkeit jener Gärten hineinzudenken. Regina Reming aber hatte damals nachsinnend hinzugefügt: „Du wirst schließlich doch hier erst dich selber finden. Was tust du nur unter den Menschen, womit verbringst du die Zeit? Wie unsäglich eintönig und uninteressant muß der Umgang mit Geschöpfen sein, die man nicht erraten muß, die alle ihre Wünsche ausdrücken können. Was ist da weiter der Mühe wert?" — Hans Leßner hatte damals gefühlt, daß doch irgendeine tiefgehende Ähnlichkeit zwischen diesen beiden bestand, der alternden Frau, die nichts von den Dingen des Lebens wissen wollte, und dem jungen Manne, der im Getriebe der Gegenwart fieberhaft

nach Tätigkeit und Daseinszweck unter den Menschen suchte. Etwas in Artur Remings Ruhe, in seiner Art, anderen zu helfen und zu raten, erinnerte an die Frau, die dort unten im Süden sorgsam auf die Wünsche ihrer Gewächse lauschte.

Hans Leßner wußte, mit welcher Ehrerbietung Artur Reming an seiner Verwandten hing, er wußte auch, wie notwendig seine Anwesenheit zu Zeiten auf dem Gute war. Als aber Reming ein Jahr nach diesem gemeinsamen Besuch in Villa Rocca von Leßner Abschied nahm, hatte er sich ihm gegenüber plötzlich erboten, die Reise zu unterlassen. Das war jenes Gespräch gewesen, dessen Worte sich in das Gedächtnis Leßners so tief eingegraben hatten, wie die, welche Professor Berlik kurz vorher zu ihm gesprochen.

„Wenn du mich brauchst, bleibe ich," erklärte Reming ohne weitere Motivierung. Sein Blick forschte in Hans Leßners Zügen.

„Ob ich dich brauche? — Warum willst du jetzt von diesen Dingen sprechen, nachdem wir es so lange vermieden haben?"

„Ja, ich habe es vermieden! Weil ich hier nicht helfen konnte, weil du an den einzigen Menschen geraten bist, dem gegenüber ich wehrlos bin, wie alle es sind!" Mit Staunen sah Leßner die Erregung, die in Remings Zügen arbeitete. „Ich habe es nicht vorausgesehen," fuhr jener fort. „Glaube mir, ich kenne sie so gut, wie kein anderer sie kennt, und ich habe es nicht vorausgesehen."

„Was fürchtest du denn für mich?" fragte Leßner.

„Du weißt nicht, was es für mich bedeutet, sie gewähren zu lassen, sie hier bei dir gewähren zu lassen." Er trat zu seinem Schreibtisch (Leßner hatte ihn, einer Einladung folgend, in der Wohnung aufgesucht) und nahm ein Buch, das dort lag. Es war ein dicker Band, der zu einem wissenschaftlichen Werk zu gehören schien. Er wog ihn in der Hand.

„Sage mir," fragte er mit einem Versuch zu lächeln, „bist du nie auf den Gedanken gekommen, Psychiatrie zu studieren?"

Leßner verneinte.

„Es ist ein interessantes Fach," fuhr Reming fort, „es ist die notwendige Ergänzung zu jedem Wissen, das von Menschen handelt, und ich möchte es dir sehr empfehlen. Du wirst viel Neuartiges kennen lernen. — Manches wohl, das du kennst, wird dir in anderem Licht erscheinen."

„Und wo hast du dir dieses Wissen angeeignet?"

Reming sah nachdenklich auf die Bücher und Schriften, die seinen Schreibtisch bedeckten. „Ich habe zwecklos viel studiert und gelesen. — Aber nein!" Er sah Leßner plötzlich scharf ins Gesicht, und jener vergaß den gequälten Ausdruck dieser Züge nicht mehr. „Ich kann dir ja die Wahrheit sagen. Dieses Studium hat mich gerettet. Ich kannte einen Menschen, wenn du willst: ich liebte ihn, dessen Wesen und Art mir niemals faßbar wurden, der alles in sich vereinte, was mir niedrig schien, und der doch höher stand als ich und jeder, von dem ich wußte. Was wunderst du dich? Ich lüge nicht, und das ist meine eigene Geschichte; ich erfinde keine lehrreichen Fabeln für

andere; ich gebe dir mein Wort, daß es so ist. Ich habe die wunderbarste Güte miterlebt und habe unter der erbärmlichsten Niedrigkeit derselben Frau gelitten. Verzeih, wenn ich nicht mehr erzähle, es ist auch für mich vielleicht heute noch nicht an der Zeit, darüber zu reden." Er legte das Buch vor ihn hin und schlug es auf. „Lies hier und hier," er bezeichnete die Stellen. „Dieses Buch ist eine Waffe, die unseresgleichen geschmiedet haben gegen ihresgleichen. Weißt du es, wie dieses Wissen von den Krankheiten entstand? Weil Menschen, wie du und ich, die Recht und Logik kennen, durch Jahrhunderte gelitten haben unter jenen, die anders sind, als wir. Weil wir mit unserer Logik die Schwächeren sind ihnen gegenüber, weil wir uns wehren mußten und eine Waffe brauchten gegen sie: Deshalb erfanden wir diese Wissenschaft. Und hier, hier ist es nun, das Rüstzeug des Verstandes. Nimm es, brauche es, allein mit deiner eigenen Kraft mußt du unterliegen."

„Was du da sagst, ist mir nicht fremd," erwiderte Leßner. „Jemand anderer hat vor kurzem zu mir gesprochen . . ."

„Hat er gesprochen? Spricht der auch?"

„Aber ich werde dieses Buch nicht lesen. Ich darf meinen eigenen Sinnen und meinem Urteil trauen, und ich weiß nur zu gut, daß nicht sie es ist, die des Arztes bedarf. Jeder sonst eher als sie! Du irrst dich in ihr. Sie spricht nicht bloß, sie handelt groß und schön. Ich weiß es; ich war dabei, als sie ihren Schmuck, den sie über alles geliebt hat, hingab, um der Familie eines verkommenen Projekten-

machers ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen; ich war es, mit dessen Hilfe sie einst einen sinnlos Betrunkenen, der sich im Straßenkote wälzte, zu ihrem Wagen trug; ich stand bei ihr, wie sie den Elenden eine Nacht lang pflegte, ohne Scheu und Ekel, allein dem Mitleid gehorchend, das sie trieb. Warum tat sie das? Es sind Dinge, von denen niemand weiß, als ich, niemand hat ihr gedankt. Nicht jene Armen, die sie beschenkte und die den Geber nicht kannten, nicht jener Unglückliche, dessen Blick beim Erwachen in ihr ein höheres Wesen zu sehen vermeinte."

„Du sprichst nur von dem Guten — und vergißt wohl manches andere."

„Wenn ich vergesse, so will ich nicht erinnert sein."

Reming nickte. „Ich habe nichts anderes erwartet. Auch ich habe mich einmal gefragt, ob ich das Recht hätte, neben ihr zu atmen. Und ich habe auch wieder daran gedacht, ob der, der sie erwürgen würde, nicht eine gute Handlung beginge. Ich sah einen Menschen, jung und lebensstark, wie du es warst, um ihretwillen sterben, und sie hätte ihn durch ein Wort zu retten vermocht. Ich sah mit an, wie es ist: ‚wenn die Menschen innerlich größer werden, weil sie an ihr leiden'."

„Also auch das ist zu dir gesprochen worden!"

„Es ist ein liebgewordener Gedanke, mit dem sie seit langem ihre Rechtfertigung bestreitet." Reming sprach rasch und im Tone der Erledigung. „Ich kann gegen sie nicht kämpfen, ich will es heute nicht. Nur den Weg zur Rettung, den ich gegangen, wollte ich

dir zeigen. Lies hier, daß man den Zustand solcher Seelen seit uralter Zeit kennt, daß alles, was an ihr besonders edel erscheint, ebensogut „Symptom" ist, wie ihre unbegreifliche Bosheit. Dann wirst du wissen, daß diese Welt der Vernunft auch über ihresgleichen hinweggekommen ist. Vielleicht, indem sie ihr Unrecht tut! Sie hat ihr den Namen ‚krank' gegeben, sie hat die Bezeichnung der Hysterikerin und manche andere für sie gefunden. Nicht, weil ihr Zustand Hilfe braucht, nicht in diesem Sinne ist sie krank. Aber weil wir vor ihr Schutz brauchen und sie ausschalten müssen aus unserem Leben, das sie stört und vernichtet. Als Kranke will sie behandelt sein. Es ist das einzig mögliche, es muß sein!"

„Du nimmst die Partei der Rechtlichen und Logischen gegen sie. Ich sehe sie, und ich sehe die anderen. Ich sehe die Vorzüge und die Mängel auf beiden Seiten. Und ich stehe nicht auf deiner Seite, wenn ich ein Urteil abzugeben habe."

„Das konnte ich erwarten! Wir haben nicht genug Widerstandskraft, um derlei Seltsamkeiten zu überwinden. Wir sind nicht vorbereitet, auf sie zu stoßen. Menschen, die gleichzeitig mehr und weniger sind als wir, die das Schlimmste und das Beste denken und tun, denen das Rechtsbewußtsein fehlt, die Verbrechen begehen können, ohne schuldig zu sein! Wir wissen von ihrem Dasein erst, wenn wir auf sie treffen; man hat uns nie von ihnen erzählt. Die Erziehung warnt noch nicht vor den wirklichen Gefahren der Zeit. Man sollte von diesen Geisteskranken in den Schulen lehren, die Kinder unserer Generation brauchen

dieses Wissen für das Leben, in das sie einmal treten werden; sie brauchen es nötiger als algebraische Kenntnisse. Man würde sie dann späterhin vielleicht um Geld betrügen, so stiehlt man ihnen den Boden der Logik und des Rechtes, und sie verlieren ihren Halt im Dasein."

Nur eine abwehrende Handbewegung war die Antwort. Leßner schob das Buch zurück. „Jetzt," sagte er, „ist es für mich zu spät zu lernen. Warum bemühst du dich, was willst du verhindern?" Einen Moment herrschte Schweigen.

„Sie könnte dich einmal befragen, ob du um ihretwillen einen Menschen töten würdest." Es war nicht mehr als eine hingeworfene Bemerkung. —

„Du bist ein weites Stück jenes Weges gegangen, den ich kenne, wenn du von dieser Frage weißt!"

„Glaubtest du, sie sei an dich zum erstenmal gerichtet? Die Ehe dauert doch schon Jahre. — Aber ich weiß es ja, wenn diese Frau spricht, so ist es, als sei das Wort in ihrem Munde erst der Sprache geboren, sei nie gewesen, ehe sie es gebraucht."

Leßner lachte leise. „Und du willst über diese Kranke richten? — Du wolltest mich retten, und ein Freundschaftsdienst ist des andern wert. Ich kann dir mitteilen, daß sie oft nach dir gefragt hat. Im Anfang war es deinetwillen allein — das weiß ich heute — wenn sie mich in ihre Nähe zog."

„Und jetzt?"

„Ist es wohl anders." Er sagte das mit

Gleichgültigkeit. „Übrigens, eine merkwürdige Idee von dir, mich auf die Psychiatrie zu verweisen. Ist es wirklich möglich, daß manche Menschen sich die Sache so leicht machen und mit Worten, wie gesund und krank, über ein fremdes Seelenleben hinwegkommen?" — —

Was nachher geschah und zum Sensationsereignis wurde, tauchte kaum jemals in seiner Erinnerung auf. Das war alles so selbstverständlich gewesen. —

Als nächstes Bild erschien ihm Erika Wenks blasses, entsetztes Gesicht im Augenblicke, da er ihr die Papiere übergab. Er suchte sie in Rotenfeld auf und sprach zum ersten Male mit ihr von dem Leben der letzten Zeit.

„Ich glaube," schloß er, „es wird mir möglich sein, dir die Unannehmlichkeiten einer Einvernahme zu ersparen. Die Herren vom Gericht wissen wenig von meiner Vergangenheit, und ich habe nicht die Absicht, ihnen meine Lebensgeschichte zu erzählen. Eben deshalb bitte ich dich aber, die Briefe und das Manuskript ihren Blicken zu entziehen."

„Und du? Was wird mit dir geschehen?"

Er blieb die Antwort schuldig. Er begriff die Frage nicht. War nicht anderes da, das wichtiger war, als sein Schicksal? „Das Manuskript wird dich vielleicht interessieren, wir waren mit unserer Arbeit nahezu fertig. Was die Briefe betrifft, so können sie dir manches erklären. Alles was erklärbar ist —."

Und der Gedanke an das andere, das Unerklärbare, hatte ihn in die Haft begleitet, er verließ ihn

zu keiner Stunde. Unter dem Haß und der Verachtung der Allgemeinheit, unter den täglichen Kämpfen mit Doktor Wieger fuhr er fort, sich mit jenem Problem zu beschäftigen, von dem Professor Berlik ihm seinerzeit gesagt hatte, daß er nicht der einzige sei, dessen Gedankenkraft es gebunden halte. Es hatte mit der Chemie nichts zu tun und nichts mit dem Gerichtsverfahren, es war das Problem einer Frau.

Die Ansprüche, die die Untersuchung an seine Person stellte, empfand er als Störung in seiner Gedankenarbeit, als unerhörte Zudringlichkeit. Erst nach wochenlanger Einsamkeit wurde er empfänglich für die Dinge der Außenwelt, begann er ein rein sachliches, unpersönliches Interesse an den Bemühungen des Doktor Wieger zu nehmen, aus den Gesichtern des Gefangenwärters und des Richters für seine Angelegenheit Schlüsse zu ziehen. Damals besann er sich, daß es außer der Vergangenheit noch eine Gegenwart und Zukunft für ihn geben könne. Und gleichzeitig wurde das Interesse für die Menschen, die ihm nahe gestanden, wieder rege. Er hätte viel um eine Nachricht von der Welt gegeben. Erika Wenk und Artur Reming wurden für seinen Geist lebendig und nicht nur in jener Beziehung, in der sie zur Affäre Henriette Berlik standen. Plötzlich wußte er auch, daß Reming nicht an das Unvermeidliche in seinem, Leßners, Schicksal glauben würde, daß er in seiner Sache tätig sein müsse. Und er wartete voll Ungeduld, von ihm zu hören.

In dieser Stimmung überraschte ihn Artur Remings Besuch.

Gerichtsrat von Walsen hatte die Begegnung im Untersuchungsgefängnis auf eigene Verantwortung gestattet. Er pflegte solche absolut nicht zu rechtfertigende Maßnahmen zu treffen. Man wollte oft das Geheimnis seiner tadellosen Amtsführung damit erklären, daß ihm seine Vorgesetzten eine Abweichung von den Vorschriften eben deshalb nicht nachweisen konnten, weil er sich mit seinen Anordnungen zu weit von diesen Vorschriften entfernte. Das Zurückführen wäre zu anstrengend gewesen.

5

Von allen Personen, die durch Remings Kampagne für Hans Leßner geschädigt wurden, war es Oberst Kantiller, der am heftigsten remonstrierte. Er hatte soviel Ärger an der Sache, er verlebte einen Abend mit so zahlreichen Aufregungen, daß er sich nicht entsann, in seinem langen, tatenreichen Leben einen ähnlichen durchgemacht zu haben.

Es begann im Klub, als die Herren nach dem Abendessen im Lesesaal versammelt waren, Zigarren rauchend, die Tagesereignisse besprechend, gewissermaßen sich geistig erweckend vor der kommenden Kartenschlacht, zu welcher die grünen Tische in den anderen Zimmern gedeckt waren. Oberst Kantiller pflegte in diesen Momenten eine Hauptrolle zu spielen. Seit Jahren pensioniert, hatte er das Aufdecken und Besprechen gesellschaftlicher Skandalaffären zu seinem Lebensberuf gemacht und betrachtete es geradezu als Ehrensache, immer am besten informiert zu sein. Stets bestrebt, das Sicherste und Neueste in bezug auf das herrschende Tagesgespräch zu wissen, hatte der Oberst die Mühe nicht gescheut, Doktor Wieger, den Untersuchungsrichter, mit dem er flüchtig bekannt war, aufzusuchen, und war in wiederholten Unterredungen

mit diesem Herrn zur Überzeugung gelangt, daß Hans Leßners Sache verloren sei. In diesem Sinne hatte er sich auch mehrfach geäußert. Und dabei mußte man Oberst Kantiller gesehen haben, wenn er von seinen Informationen an andere spendete, wenn er das, was er allein wußte, als selbstverständlichste Sache von der Welt behandelte, indem er es so nebenbei zum besten gab, von der Höhe des Wissenden herab zum Volke sprach. Sein Lieblingswort war: natürlich. Natürlich war Hans Leßner ein geborener Verbrecher mit allen möglichen Merkmalen der Degeneration belastet. Natürlich hatte er mit echter Verbrecherschlauheit sein Opfer umgarnt und auf den richtigen Moment zum Raub gewartet, und natürlich würde er der verdienten Strafe nicht entgehen. Die Ordnung verlangte es so, wo käme man auch hin, wenn solche Individuen geschont würden, meine Herren?

Nun mußte es der Oberst erleben, daß er mitten in seiner Darlegung von einem der jüngeren Herren unterbrochen wurde. Konrad Wehlen, dessen Persönlichkeit ohnedies höchst unliebsam und störend war, erlaubte sich in seiner maßlos selbstbewußten und provokanten Art einen Widerspruch: „Ich kenne diese Kriminalistenansicht über den Fall, die Sie da äußern, Herr Oberst. Sie ist nicht richtig; ich glaube auch, daß sie nicht mehr viele Anhänger hat."

„Wie meinen? Dann muß ich Ihnen eben bemerken, daß es die Ansicht der maßgebenden richterlichen Kreise ist, der in diesem Falle einzig und allein maßgebenden Kreise."

„Ach ja, das mag wohl sein.“ Die Selbstverständlichkeit im Tone des Oberst hatte eine ebenbürtige Gegnerin in der wegwerfenden Art, in welcher Konrad Wehlen sich aussprach. „Das mag wohl sein. Es handelt sich aber hier um ein modernes Verbrechen, um die Tat eines modernen Menschen, und da reicht natürlich der alte Maßstab nicht aus. Es ist übrigens längst außer Zweifel, daß hier eine Handlung des Altruismus vorliegt, die sozusagen aus mißverstandener Menschenliebe entsprang. Sie hörten doch wohl schon davon, meine Herren?“ Er wandte sich an den Kreis von Zuhörern und schien den Oberst ganz vergessen zu haben. „Die Sache mit den Giftbomben, die Professor Berlik da erprobte, soll von ganz ungeheurer Wirkung gewesen sein; ihre Einführung in die Kriegstechnik würde den Zukunftskrieg zu dem unerhörtesten Massenmord gemacht haben, den die Erde jemals sah. Hans Leßner hat sich, wie ich weiß, viel mit diesen Ideen der Zeit, mit der Abrüstungsfrage und dergleichen, befaßt. Sein Schicksal will es, daß er bei der Herstellung des fürchterlichsten Mordwerkzeuges Helfer ist, er weiß, daß der Tod von Hunderttausenden aus dem Laboratorium, in dem er schafft, hervorgehen wird, er sieht ihn schon unsichtbar über der Welt schweben — niemand vermag ihn aufzuhalten als er. Ein interessanter Konflikt! Er hatte die Wahl zwischen der Vernichtung dieser Ungezählten, die er nicht kannte, und dem Tode des Mannes neben ihm, den er ehrte und schätzte, wie man zu berichten weiß. Diese Erfindung mußte verschwinden, um die Menschheit vor ihr zu retten.

Sie war in den Aufzeichnungen des Professors enthalten, die mußten vernichtet werden. Sie war aber auch im Gehirn dieses Mannes aufbewahrt. Was blieb da übrig? Er vernichtete das Gehirn ebenso wie die Papiere. — Es wird ja gewiß Menschen geben, die seine Handlungsweise schön und groß finden werden. Ich meinerseits muß allerdings erklären, daß ich sie eben nur für verständlich halte. Die Giftbomben werden doch erfunden werden, das Verderben, mit welchem sie die Menschheit bedrohen, wird bloß um einige Jahre später hereinbrechen."

„Erlauben Sie mir," brach jetzt der Oberst los, „Sie sprechen ja in einer Weise, als ob Sie die Untat des jungen Mannes für etwas Lobenswertes halten würden!"

„Ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich das nicht tue. Andre werden das tun, für die Ungebildeten wird er eine Art Heros werden, wenn erst die Motive seiner Tat bekannt geworden sind. Ich bin kein Anhänger jener Humanitätsideen."

Der Oberst sah sich im Kreise um; keinerlei Überraschung hatte Konrad Wehlens Motivierung der Mordaffäre hervorgerufen. Man schien von dieser Version schon gehört zu haben; und der Oberst hatte das Gefühl, hinter seiner Zeit zurückgeblieben zu sein. Das verzieh er Hans Leßner nicht. Dieser Moment machte ihn zu seinem erbitterten Feind.

Um das Maß voll zu machen, traf der Oberst gleich darauf bei einer Soiree eine ältere Dame, die Baronin Maifeld, die ihm versicherte, sie wisse aus

bester Quelle, daß der Mord an Professor Berlik in Wirklichkeit die Tat einer Frau sei, und daß der junge, unerfahrene und bemitleidenswerte Student Hans Leßner nur ein Werkzeug dieser Frau gewesen, deren Namen man wohl erraten könne. Das klang nach Skandal und war also Oberst Kantillers ureigenstes Gebiet. Sein Glaube an das Urteil der maßgebenden Kreise hatte ihm offenbar einen Streich gespielt. Aber er wollte nicht zurück. Er hielt fest an der Verbrecherauffassung Doktor Wiegers und kämpfte am gleichen Abend für diese noch gegen ein Dutzend Herren und Damen aus der Gesellschaft, die alle mit der Miene von besonders Eingeweihten versicherten, es gebe ein Entlastungsmaterial in der Affäre, das den Richtern nicht vorliege.

Was da alles über die Tat im Umlauf war, schien durchaus verschieden und unvereinbar zu sein; aber klar war eines: es machte sich eine Stimmung für den Beschuldigten geltend, die einen so genauen Kenner der Mechanik von Gerüchten und öffentlichen Urteilen, wie es der Oberst war, aufs höchste überraschen mußte. Mit dem Eifer eines berufsmäßigen Detektivs und allen Mitteln des sozialen Ansehens und der Verbindungen, die ihm zu Gebote standen, war er hinter diesen Gerüchten her. Sein Ruf als Kenner der Situation stand auf dem Spiel. Er wollte ihre Urheber finden, er wollte doch wissen, wer sich erkühnte, über eine Sache, in der er sich die sichersten Auskünfte verschafft hatte, den Leuten andere und widersprechende Geschichten zu erzählen. Die Leistung, die der Oberst vollbrachte, war einzigdastehend, selbst

für einen so tüchtigen Strategen des Klatsches und der Informationseinholung, wie er einer war: Er kam nach der angestrengten Arbeit einer Woche mit Sicherheit zu dem Resultate, daß planmäßige Stimmungsmacherei betrieben würde, und daß es die Herren Reming, Barray und Wehlen waren, auf die der größte Teil jener Gerüchte zurückgeführt werden konnte. Mit dieser Kenntnis begab er sich zum Gerichtsrat von Walsen und machte ihm die wichtige Mitteilung von der ausgeforschten Tatsache. Der Gerichtsrat, liebenswürdig und unnahbar wie immer, hörte ihn an, unterhielt sich eine Weile mit ihm über die Kantillers in Tirol, eine fast aristokratische Seitenlinie der Familie des Obersten, und tat weiter nichts. Vielleicht interessierte ihn das Experiment, das hier mit der öffentlichen Meinung vorgenommen wurde, vielleicht schätzte er die Aktion zu gering, um sie zu bekämpfen. Wie er beruhigend dem Oberst erklärt hatte: „Ich kenne die betreffenden drei Herren sowohl persönlich als auch dem Renommee nach; der eine ist ein Phantast, der andere ein verkommener Don Juan und der dritte ein Spieler. Es hat für den Lauf des Rechtes keine Gefahr."

Er ließ es auch fernerhin ruhig geschehen, daß man jene Abrüstungsgeschichte, wie sie Konrad Wehlen erzählte, durch die Blätter in die Öffentlichkeit trug, daß man fortfuhr, die Großmächte des Klatsches und der Sentimentalität für Hans Leßner zu bewaffnen. Er kannte seine Pflicht sehr gut. Wenn man ihm auf diese Weise seine Geschwornen beeinflußte, zur Zeit, bevor dieselben noch ausgelost waren, so rührte

er keine Hand. Das war nicht seine Sache. Davon stand nichts im Reglement.

Und mancherlei von Belang für den Rechtsfall ereignete sich jenseits der Mauern des Gerichtsgebäudes, während in dessen Innern Doktor Wieger an der Aufklärung der Affäre redlich arbeitete. Remings Rezept, einen Freispruch zu erzielen, war: eine Rechtssache zur Parteisache zu machen und dann seine Partei zum Siege zu führen. Der erste Teil dieses Programmes war durchgeführt. Hans Leßner hatte eine Partei, und sie war ständig im Wachsen.

Irgendein Professor schrieb damals in einer vielgelesenen Revue eine wertvolle Studie über die Psychologie der öffentlichen Meinung, wie sie sich wieder im Prozesse Leßner gezeigt hatte. Er wies nach, daß ein ganz gesetzmäßiger Wechsel in den Anschauungen vor sich gehe, daß die von einem Rechtsfall erregte Öffentlichkeit stets dieselben Reaktionen erkennen ließ, beginnend mit der Empörung über das Verbrechen und dem Mitleid mit dem Opfer, dann zur Sympathie mit dem Beschuldigten übergehend (da jetzt wiederum hier die Möglichkeit war, zu bemitleiden und ein Opfer zu sehen) und schließlich in allgemeiner Sensationslust endend, in der Freude am Ereignis, ohne Rücksicht auf das verletzte Recht. Auch dieses letzte Stadium war dem Angeklagten eigentlich nicht mehr ungünstig, denn es war nicht frei von einer gewissen Dankbarkeit für die Person, welcher man das Erlebnis schuldete. Der Professor hatte nicht unrecht mit seinen Ausführungen. Vielleicht war die Stellungnahme für Leßner in dieser

Periode durchaus normal, und Remings Nachhilfen beschleunigten und verstärkten sie nur. Er hatte die beiden großen Mächte, mit denen man Parteien gründet, in seinem Dienst: Geld und Verstand, und er wußte sie zu verwenden.

In der führenden Tagespresse schrieb ein alter, hochangesehener Wahrheitskämpfer für Leßner. Ein Mann, der in jeder „Affäre", die das öffentliche Rechtsbewußtsein erregte, noch das Wort ergriffen hatte; ein Spezialist in Justizirrtümern, mit dem allerempfindlichsten Rechtsbewußtsein, dessen persönliche Unbestechlichkeit über jedem Zweifel stand. Wann immer ein Indizienbeweis geführt wurde, so schien es, als ob sein Stichwort gefallen wäre, und plötzlich war er zur Stelle und mit ihm die ganze Vehemenz der Wahrheit, die niemand aufhält, wenn sie im Marsche ist. Man kannte ihn in den Redaktionen und wies ihn in neun Justizfällen von zehn, bei denen er seine Artikel brachte, mit vielen Höflichkeiten ab. Remings Aufgabe war es nur, zu erreichen, daß dieser Rechtsfall eben jener zehnte war, daß die Redaktionen bereit waren, diesmal den großen, aber nicht immer interessanten Ideen von Wahrheit und Recht die Spalten zu öffnen. Er löste diese Aufgabe.

Tief unten im Publikum, wo man noch fest davon überzeugt war, daß die Könige und Kaiser ihre Privatstreitigkeiten durch Völkerkriege erledigten, fest daran glaubte, daß die vornehmen Leute ihren ganzen Tag mit Liebesgeschichten zubrachten, und an anderes mehr, dort kursierte eine ganz herzbrechende Geschichte von dem armen Studenten und einer hoch-

adeligen Frau, deren Gunst er sich durch die Millionen erringen wollte, einer Fürstin, die ihn gequält und betrogen hatte, und deren Namen er dennoch standhaft verschwieg. —

Reming kaufte keine Überzeugungen, er bestach niemand, er machte nur jenen nicht berufenen Elementen, die bereit waren, die Verteidigung eines Beschuldigten vor der Öffentlichkeit zu ihrer Beschäftigung zu machen — das war für viele an sich eine willkommene Art des Müßigganges — diese Beschäftigung möglich und lohnend. Irgendwo floß sein Geld hin. Es nahm den Weg als Honorar für advokatorische Leistungen im Dienste der guten Sache, als Entlohnung für Zeitentgang, als Inseratenbezahlung, als Kaufpreis für alle möglichen Waren. Die Leute konnten ihm dabei nichts verdenken. Da war ein reizender, freigebiger Mensch, entgegenkommend und äußerst gefällig, der nur den einzigen Spleen hatte, fest an Hans Leßners Unschuld zu glauben. Man lächelte darüber, witzelte wohl auch, aber man erwies sich ebenfalls gefällig. Ja, wenn die Sache von dem Beschuldigten selbst oder seiner Familie ausgegangen wäre! Das hätte etwas anderes bedeutet; man wußte, mit welchen Mitteln bei schwebenden Rechtssachen amerikanische Milliardäre Stimmungen zu kaufen suchten. Die standen hoch im Kurse, und man würde sich gehütet haben! Aber dieses Stimmungsbeeinflussen hier war eine Laune, eben ein Spleen und deshalb durchaus nicht unsympathisch. Es ging von einem ganz unbeteiligten Menschen aus, von dessen Beziehungen zu Leßner man kaum etwas wußte. Dieser

letztere selber aber stand der Parteibildung für seine Unschuld fern. Man wußte auch, daß er nie die Geldmittel hätte beistellen können, die Reming in Umlauf brachte. Die Aktion kam glatt an der Klippe des Mißtrauens vorüber.

Schwer beleidigt über die Wankelmütigkeit der öffentlichen Meinung war Doktor Wieger. Er liebte es, im Einverständnis mit ihr zu arbeiten. Er hatte seine kleinen Eitelkeiten und seinen Stolz, er legte Wert darauf, seinen Namen in den Zeitungen zu finden und seinen Scharfsinn anerkannt zu sehen. Längst hätte er kleine und richtige Notizen über das Belastungsmaterial in die Blätter dringen lassen, wenn er diesmal nicht unter von Walsens Leitung gearbeitet hätte. Die absolute Geringschätzung des höheren Beamten gegen alles, was mit Bürgertum und Presse zu tun hatte, war von ihm oft genug übel empfunden worden. Er mußte sich damit begnügen, in Privatgesprächen durch gelegentliche Andeutungen seine Ansicht über das Unrecht kundzugeben, das ihm persönlich angetan wurde. — Am rührigsten war und blieb der Oberst. Er geriet in heftige Aufregung, sobald nur der Name Hans Leßner fiel. Und da das in jenen Wochen allerorten geschah, so sah man den alten Herrn fast nie anders als mit rollenden Augen, geröteten Wangen und heftig zitternden Schnurrbartenden. Er versicherte, daß er sich für den einzigen Menschen halte, der noch wisse, daß schwarz schwarz und weiß weiß sei; er bekämpfte jedes einzelne Gerücht, das Leßner günstig war, und focht heldenmütig gegen alle zusammen. Er ging so weit,

den oft genannten Namen Henriette Berliks zu verteidigen. Ein undankbares Amt gegenüber einer Gesellschaft, in der so viele Details über ihre Beziehungen zu Leßner bekannt waren. Eines Abends im Klub sagte er es Artur Reming auf den Kopf zu, daß jener daran arbeite, das höchste Gut des Volkes, den Rechtsbegriff zu verwirren, daß er ihn zur Parteisache mache, zur gewöhnlichen Parteisache! Er aber, Oberst Kantiller, er ließe sich nicht irre machen. Er sei Gegenpartei!

Reming verbeugte sich verbindlich: „Gewiß, auch eine Gegenpartei gehört dazu. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie sich selbst bemühen, als solche zu dienen. Ich könnte mir keine bessere wünschen."

Aber er hatte auch eine andere; und diese machte ihr Vorhandensein in fühlbarer Weise geltend.

Die Sache fing mit allerlei Unannehmlichkeiten an, die Bankier Olden Reming bereitete. Die Persönlichkeit dieses Herrn war Reming gleichgültig, und er hatte keine Lust, sich mit ihr zu befassen. Er wußte so gut wie jedermann von den Spekulationen Oldens, denen eine gewisse Kühnheit, sogar Bravour nicht abzusprechen war, und die den Bankier zum reichen Manne, zum Mitglied der Gesellschaft gemacht hatten. Er wußte auch von dessen mannigfachen Liebesaffären und hatte der Kombination zwischen diskret behandeltem Börsengeschäft und öffentlich geführtem Liebesabenteuer, einer Kombination, die des Bankiers Leben ausmachte, nie Geschmack abgewonnen. Auch von Henriette Berliks auffallender

Bevorzugung, deren sich Olden in letzter Zeit rühmen durfte, war Artur Reming unterrichtet.

Es war absolut nichts Überraschendes, daß der Bankier eine Bemerkung Remings, die sich auf irgendeine Sorte von Zigaretten bezog, überflüssig und abgeschmackt fand. Olden rauchte ab und zu eine solche Zigarette, und Reming zog andere vor. Überraschend war nur, daß die Äußerung des Bankiers von dem andern überhört wurde und keine Folgen nach sich zog. Aber einen Tag später erklärte Olden in Gegenwart einiger Herren des Klubs, daß er die Verwendung von Detektivs zu privaten Zwecken für nicht anständig und eines Ehrenmannes unwürdig erachte. Darüber konnte man ja verschiedener Ansicht sein; jeder der Zuhörer erinnerte sich aber an eine Geschichte, die man sich seinerzeit über Artur Reming erzählt hatte. Dieser hatte einst, beim Eintritt in eine neue Gesellschaft, mit deren Mitgliedern er späterhin viel verkehrte und in nähere Beziehungen trat, durch seine Kenntnis aller Details aus der Vergangenheit und Gegenwart dieser Leute allgemeine Verblüffung erregt. Man war damals so weit gegangen, die Sache für wunderbar und übernatürlich zu halten, bis er selbst die einfachste Erklärung gab. Er hatte das Leben jedes einzelnen mit großen Kosten von Detektivs durchforschen lassen, hatte sich mit unerhörtem Aufwand von Mühe und Zeit über alle Daten und Vorkommnisse aus Vergangenheit und Gegenwart dieser Personen unterrichtet, und das alles nur, um in diesem Kreise den Genuß eines besonderen Wissens zu haben, das Vergnügen, durch

unerwartete Kenntnisse in Erstaunen zu setzen. Dadurch aber, daß er Tausende für einen Zweck opferte, dessen Wert man nicht anerkannte, und für den Geld auszugeben niemandem eingefallen wäre, erzielte er einen ganz seltsamen Effekt, spielte unter Menschen, die ihn interessierten, eine fast übernatürliche Rolle und verschaffte sich für immer den Ruf der Exzentrizität und Unberechenbarkeit. In Erinnerung an jene Zeit und ihre Freuden bezeichnete er dieses Geld stets als wohlangelegt.

Der Bankier war ein vortrefflicher Pistolenschütze. Man sah dem nach seiner aggressiven Äußerung unvermeidlichen Renkontre mit Reming mit jener eigenartigen Mischung von Mitleid und Wohlbehagen entgegen, das eine fremde Gefahr hervorruft. Und im letzten Momente sah man sich durch die Verhaftung Oldens um das Vergnügen betrogen. Es gab viele unter Remings Feinden, die es bedauerten, daß die gesetzwidrigen finanziellen Manipulationen des Bankiers gerade in diesem Zeitpunkt zur Kenntnis der Behörden gelangten. Wenige aber sahen darin ein zufälliges Zusammentreffen und glaubten, daß die Aufdeckung von Oldens Malversationen ein Verdienst der Polizei sei. Es ging die Meinung, daß Artur Reming den Sport aus früherer Zeit, sich von fremden Angelegenheiten unterrichten zu lassen, noch nicht verlernt hätte, und daß es Gelegenheiten gebe, wo derlei besondere Kenntnisse auch von praktischem Nutzen seien. Die Nahestehenden konnten aus seinen Reden die Bestätigung entnehmen.

Zu Fritz Barray hatte er sich geäußert: „Er

war mir nicht sympathisch. Ein Mensch, der hervorragen wollte — das erkenne ich an; aber einer, der zu diesem Zwecke die Gesetze übertreten mußte. Und das bedeutet Schwäche. Schließlich hätte er auch nicht zudringlich sein sollen; ich hatte wirklich keine Zeit, mich mit ihm zu befassen." —

Als sich Reming einige Tage später bei Einbruch der Nacht nach Hause begab, traf er in einer wenig belebten Gasse einen hochgewachsenen Mann, dessen Gestalt in ihm eine unbestimmte Erinnerung wachrief. Er ging dicht an dem vor einem Hause stehenden Manne vorüber, der den Kopf abgewandt hielt, und versuchte dabei vergeblich, einen Blick in dessen Gesicht zu werfen. Als er eben überlegte, ob er nochmals umkehren solle, um jenen zu agnoszieren, hörte er die Schritte des andern hinter sich. Es konnte niemand sonst sein. Ein vereinzelter Passant, der eben noch in ihrer Nähe gewesen war, entfernte sich mit gleichförmig hallendem Schritt. Reming beschleunigte seinen Gang; das Gäßchen mündete in einen verkehrsreichen Platz, den er erreichen wollte — die Nähe des Menschen hinter ihm bereitete ihm mit einem Male ein nicht eingestandenes Unbehagen. Es mochte damit zusammenhängen, daß die ungeklärte Erinnerung, die sein Anblick hervorgerufen, sicher keine angenehme war, oder auch mit der besonderen Empfindlichkeit seiner Nerven, unter der er in dieser Zeit der Anspannung aller Kräfte häufig litt. Artur Reming liebte das Ungewöhnliche, ersehnte es oft, aber er glaubte nicht leicht an dessen Existenz. Warum also sollte gerade jetzt etwas eintreffen, das

nicht alltäglich war? Und wenn so etwas kommen sollte, warum suchte er es zu vermeiden? Diese Überlegung ging blitzschnell durch sein Gehirn. Nur jemand, der die Gewohnheit der unausgesetzten Beobachtung sich selbst und anderen gegenüber besaß, konnte jetzt derartige Betrachtungen anstellen. Ohne es zu wissen, hatte er dabei seine Schritte wieder langsamer werden lassen; er erwartete das Vorüberkommen des anderen.

Jetzt war dieser dicht hinter ihm, und jetzt sollte er an seiner Seite sein. Reming machte plötzlich in ausbrechender Nervosität über die Langsamkeit der Entwicklung eine leichte Wendung. Im nächsten Moment bog er den geschmeidigen Körper rasch, so weit er konnte, zur Seite. Er vermochte dem Schlage nicht mehr ganz auszuweichen. Er fühlte ihn auf seiner Schulter und taumelte gegen die Wand des Hauses. Er stieß keinen Schrei aus; weder der Schreck noch der Wunsch nach Hilfe bekamen Gewalt über ihn. Er war zu sehr beschäftigt, die Seltsamkeit des Ereignisses zu bestaunen und das Gesicht des Fremden zu erkennen. Jener begann mit einem Male gegen den Platz hin zu laufen. Stumm und eilig, als ob das ganz genau so in seinem Programm gestanden hätte, und Reming war allein. Zwei junge Burschen kamen im Laufe daher und betrachteten ihn. Sie hatten von der Ferne das Zusammentreffen gesehen, aber nur den Eindruck einer Balgerei erhalten, bei welcher der eine Teil entflohen war. Nun, da niemand sie zu brauchen schien, wußten sie nicht recht, ob die Sache sie auch irgend etwas anginge oder nicht.

Artur Reming war der Ansicht, daß die Sache niemanden etwas anginge. Er fühlte eine warme Flüssigkeit auf Arm und Rücken. Aber jedenfalls war es seine Angelegenheit allein. Er konnte sich aufrecht halten, ein leichter Schwindel, der ihn befallen wollte, ließ sich bezwingen. Die beiden Burschen gingen ihres Weges.

Reming erreichte den Platz und winkte einem Wagen, der ihn in seine nahegelegene Wohnung brachte. Dabei hatte er sich noch immer nicht von seiner Verwunderung erholt. Ja, gab es denn derlei Dinge noch? Wie oft hatte man davon gehört oder gelesen! Hatten die Menschen noch immer nichts Neues erfunden, um einander aus dem Wege zu räumen?

Er ließ sich von seinem Diener entkleiden und betrachtete die Wunde. Sie war nicht tief, wurde gewaschen und verbunden. „Eine Blamage dieses Herrn Bergwill," dachte er. „Ein solcher Riese trifft nichts Besseres als so eine Schramme. Ich wußte es ja, diese Muskelfexen sind untüchtig. Oder wollte man gar nicht mehr, und es war nur darum zu tun, mir eine Warnung zuteil werden zu lassen?" Er hatte die Absicht gehabt, die Nacht mit Arbeiten zu verbringen. Nun entschloß er sich, die Soiree bei Maifelds aufzusuchen. Es war geradezu notwendig, daß er es tat. Warum vermied er Begegnungen? Er provozierte ja förmlich diese blutige Koketterie, die sich hier, in solchen breiten, roten Streifen, auf seinem Handtuche abgezeichnet hatte. Er fühlte eine fieberhafte Erregung und die starke Lust zu Erleb-

nissen in sich. An eine Gefahr der Wunde glaubte er nicht. Aber es mußte gut sein, gerade heute abend bei dieser Soiree zu sein; es versprach, interessant zu werden. Wie kam es nur, daß er daran gedacht hatte auszuweichen?

Als Artur Reming bei der Baronin Maifeld erschien, noch blasser als sonst, den einen Arm in einer Seidenbinde, nahm es niemanden wunder, daß er auf Fragen nach seiner Verletzung mit offenbaren Ausflüchten antwortete. Man war nur erstaunt, von dem Duell vorher nichts gewußt zu haben, und fühlte sich betrogen, weil man den Namen der Frau nicht kannte, die der Anlaß gewesen sein mußte. Die Gesellschaft gehörte zu den besseren, die Baronin legte Wert auf diese Abende. Einige Berühmtheiten, einige Menschen von Einfluß und einige schöne Frauen: das waren jene Personen, von denen gesprochen wurde. Die anderen waren dazu da, um von ihnen zu sprechen.

Reming schritt langsam durch die beiden großen Säle, in denen sich die Besucher bewegten. Er war ein wenig müde, aber geistig von stärkster Regsamkeit. In einem Kreise von Herren sah er eine Frau, deren Schönheit ihn wieder auf den ersten Blick wie etwas Schreckliches und dennoch Anziehendes ergriff. Er trat zu der Gruppe, man machte ihm Platz, und er befand sich mit einem Male gerade ihr gegenüber. Sie zuckte bei seinem Anblick leicht zusammen. Er wandte kein Auge von ihr. Mit dem Genuß eines Feinschmeckers nahm er die Zeichen von Schrecken in ihren Zügen wahr.

„Ich komme vielleicht unerwartet —?"

Sie schwieg noch immer. — Jetzt erst sah er, daß sie beide allein waren. Hatte sie ihrer Umgebung ein Zeichen gegeben, oder war seine Erregung so deutlich sichtbar, daß man sich von selbst entfernt hatte, in der Erkenntnis, bei dieser Unterredung überflüssig zu sein? Er konnte es nicht bestimmen.

„Warum wollen Sie mich zugrunde richten?" Es waren die ersten Worte, die er seit zwei Jahren aus Henriette Berliks Munde hörte. Anklagend und bittend klang das, während zwei seltsam leuchtende Augen die seinen suchten.

Und diese Worte an diesem Abend zu hören, hatte er nicht erwartet.

„Ich bin Ihr Feind nicht, Henriette, und was ich tue, es geschieht nicht, um Ihnen zu schaden."

„Sehen Sie die Blicke, die uns treffen," sie wies mit den Augen gegen den Saal, „sehen Sie die Neugier in allen Mienen. Verstehen Sie auch diese Blicke? Jedermann weiß, daß Sie mein Todfeind sind, und alle fühlen das Unnatürliche darin, daß wir zueinander sprechen, als läge nichts zwischen uns."

Er lächelte. „Vielleicht wird einer oder der andere erraten, daß ich Ihnen darüber Bericht zu erstatten habe, wie ich zu dieser Wunde kam."

Ihr Gesicht wurde mit einem Male ausdruckslos. Es währte nur einen Augenblick. „Was soll das zwischen uns bedeuten? Man nennt mich heute mehr oder weniger laut die Mörderin meines Gatten. Ich glaube jeden Morgen, daß ich den Tag im Gefängnis beschließen werde. Die Blicke der Menschen bedauern

mich, viele von ihnen meiden mich, andere wieder suchen meinen Anblick, als wollten sie sich an der Not des vom Jäger gestellten Raubtieres weiden. In jedem freundlichen Worte, das ich höre, liegt eine Schlinge, in jedem Schweigen um mich eine Verurteilung ... Sie aber tragen den Arm in einer Binde. Haben wir uns sonst nichts Neues zu sagen, Artur Reming?"

„Was sollte das sein?"

„Wir kennen uns so gut, wie sich zwei Menschen zu kennen vermögen. Und wir haben uns nicht vergessen. Jeder von uns hatte seine besondere Art, in dieser Zeit der Trennung von ferne zu grüßen. Aber jetzt, wo wir uns gegenüberstehen, ist mir das alles, als wäre es nicht gewesen. Dieser Moment ist stärker. Ich sehe Sie und weiß mich einem Menschen nahe, der mich versteht, wie keiner. Und das andere ist für mich versunken."

Sie hatten abseits von dem Strom der Gäste zwei Plätze gefunden. Artur Reming fühlte jetzt erst die Erschöpfung, die dem Blutverlust und der Erregung gefolgt war. Er gab sich dieser Mattigkeit hin. Bald sah er in das gesellschaftliche Treiben, ab und zu einen Blick erwidernd, einem Gruße dankend, dann wieder ruhte sein Auge auf der Gestalt Henriettens, die, leicht zurückgelehnt, vor ihm saß und deren Blick heiß und Antwort fordernd an seinen Zügen hing. Er ließ sich von dem Wohlklang ihrer Stimme umschmeicheln, er trank mit seinem Auge die Schönheit dieser Linien ein. Was war denn zwischen ihm und ihr geschehen? Hatte er sie wirklich verletzen können? Und war nicht alles dies ein Traum gewesen?

Seltsam war es, daß sie wieder nebeneinander saßen, daß er ihre Stimme wieder hören durfte, seltsam und schön.

Es war ganz merkwürdig, wie ein wenig Wundfieber die Empfindung zu beeinflussen vermochte!

Er erkannte sie wieder. Mochte sie eine Kranke sein, oder eine Verbrecherin, oder was immer, sie war schöner als irgend jemand sonst auf Erden. Das wechselnde Rot auf diesen Wangen, der Ausdruck dieser wunderbaren Augen mit ihrem Schillern und Leuchten — war denn nicht er selber der Wahnsinnige, hier noch an Recht und Schuld zu denken? War es nicht genug, zu sehen und zu genießen? Wer hatte die Wahnideen der Güte und Menschlichkeit in diese Welt getragen?

Ein stechender Schmerz in seiner Schulter riß ihn aus der Betäubung; er hatte der Wunde vergessen und sich auf den kranken Arm gestützt. Und plötzlich nahm sein Verstand wieder die Herrschaft an sich, prüfte und erwog, arbeitete unerbittlich.

Also war alles andere, seine Abrechnung mit dieser Frau, sein Kampf für den Freund, nur Lüge und Selbstbetrug gewesen? Waren das nur Mittel, um von der Ferne um sie zu werben, weil sich ihm ihre Nähe versagte?

Er preßte die Lippen zusammen und richtete seine Gestalt im Lehnstuhl auf. Mit einer jähen Bewegung tat er es, daß Arm und Schulter schmerzten. Sie sollten schmerzen! Seine Willenskraft kämpfte gegen den Eindruck des Momentes, gegen die Schönheit dieser Frau, gegen ihre Stimme, den werbenden

Blick und die eigene Schwäche. Er hatte sich doch wohl zuviel zugemutet, in diesem Zustande hierher zu kommen. Nun gab es kein Zurück.

„Sie irren, Henriette," sagte er, und seine Stimme gewann langsam an Festigkeit und Klang. „Nicht um Ihretwillen ist geschehen, was ich tat. Sie konnte ich nur nicht schonen, sonst hätte ich es getan. — Ich bin kein Retter, den es drängt, anderen Hilfe zu bringen. Ich kannte Sie, ich wußte, was Sie wollten und wagen würden, und hob keine Hand, Sie zu hindern, trat Ihnen nicht früher in den Weg."

„Hätten Sie es denn vermocht? Besaßen Sie die Macht dazu?"

„Vielleicht," sagte er nachdenklich. Ihre Augen brannten in den seinen. Sie beugte sich vor, jeder Nerv ihres Körpers schien gespannt, schien angestrengt danach zu verlangen, den Sinn seiner Gedanken zu kennen. „Vielleicht," wiederholte er. „Doch davon will ich nicht sprechen. Einer starb. Er hat sein Schicksal, wie er selbst es wählte. Ich konnte oder ich wollte nicht helfen."

„Und wissen Sie denn auch" — verletzter Stolz lag in dem Ton — „wissen Sie, ob der Ihre Hilfe angenommen hätte?"

„Ich weiß, er hätte es nicht getan. Ich habe auch jetzt Hans Leßner nicht gefragt, bevor ich handelte. Ich habe in Ihre Welt erst eingegriffen, als ich niemand mir gegenüber sah, als Sie selbst."

„Und da kamen Sie, die Verbrecherin der verdienten Strafe zuzuführen. Ist es so?"

„Nein. Ich will Hans Leßner vor einem unverdienten Schicksal bewahren."

„Wer sagt Ihnen, daß es unverdient ist!"

Reming hatte die physische Schwäche vollkommen überwunden. Seine Sinne waren wach wie nie, und ein Ton, ein unerwarteter Ton des Schreckens in ihrem letzten Ausruf, wurde von ihnen aufgenommen und prägte sich seinem Gedächtnis ein.

„Es ist eine besondere Welt, Henriette Berlik, die Ihre, von der ich sprach. Ich, der ich sie kenne, der ich sie einst mit anderen teilte, ich errate ihre Gesetze nicht, ich fühle mich auf fremdem Boden und kann irren. Gut und Böse, Recht und Unrecht haben anderen Sinn in dieser Welt. Und ich weiß heute nur eines, daß alles, was Sie dort tun und andere tun lassen, verwerflich ist, daß es bekämpft und vernichtet werden muß!"

„Im Namen der Menschheit? Im Namen des Rechtes?"

„Im Namen des Rechtes, wenn Sie so wollen."

Sie lachte leise. „Welch ein Kind Sie sind, Artur Reming. Glauben Sie denn das alles selber? Sie führen keinen Kampf fürs Recht, Sie wissen nichts von diesen starren Ideen, Sie wissen nur von Menschen. Und wenn Sie jetzt nicht um meinetwillen handeln, geschieht es um eines anderen willen. Vielleicht wegen Ihres Freundes, den ich nach Ihrer Meinung zugrunde gerichtet habe? Aber ich täte Ihnen unrecht, wollte ich das glauben! Ich kenne Sie besser, als Sie selbst sich kennen. Nur ich bin

für Sie vorhanden. Nur um von mir erkannt zu werden, leben Sie ja. Niemand, hören Sie, niemand anderer wäre Ihnen der Mühe wert!"

„Das ist nicht wahr!" — Schon bereute er den heftigen Ausruf, schon sah er in den Linien ihres Gesichtes, die er besser zu deuten wußte als irgendein Mensch, den Schimmer des Triumphes, mit dem sie seine Erregung quittierte.

„Das wäre nicht wahr? O doch! Sie haben sich mit Ihren Gedanken an mich geklammert. Sie verboten sich, es zu tun, ich weiß. Sie haben Theorien und Gesetze gegen mich erfunden. Es war vergeblich. Wenn zwei Menschen einander soviel sind wie wir, Artur Reming, dann scheidet keine Satzung, kein Dogma von Gut und Böse — und keines von Gesund und Krank."

Er schwieg, er grub die Zähne in die Unterlippe, um zu schweigen.

„Kenne ich Sie denn nicht? Weiß ich denn nicht von Ihrem Leben, Artur Reming? Wie fremd und ferne stehen Sie dem Schicksal der anderen gegenüber! Sie fühlen ja nicht für sie. Es ist ein Schauspiel, weiter nichts. Und oft und oft haben Sie in die Regie eingegriffen, haben geholfen und geschadet; nicht aus Liebe oder Haß — aus Interesse, Artur Reming! Sie haben den Kontakt mit dem Leben längst verloren, Sie spielen mit dem Leben, Sie leben es nicht. Kenne ich Sie? Wie der Mathematiker auf seine Zahlen, so sehen Sie auf die Menschen. Sie beobachten, Sie sind überzeugt, daß sich alle Handlungen dieser Wesen nach Ihnen

bekannten Gesetzen entwickeln, und dann greifen Sie gelegentlich ein, schieben Motive in den Geist der anderen, langsam, vorsichtig, damit jene weiterhin glauben, aus eigenem Antrieb zu handeln. Warum schweigen Sie? Widersprechen Sie doch!"

Er fuhr fort, sie wortlos zu betrachten. Er glaubte nicht an den Ernst ihrer Rede. Er nahm an, das sei ein Geschenk, das sie ihm machen wollte, indem sie Gedanken des Augenblicks so vorbrachte, als hätte sie sich oft und viel mit ihm beschäftigt.

„Ich aber habe Sie zum Leben erweckt! In meiner Welt, in der, die Sie heute bekämpfen und verurteilen wollen, da haben Sie gefühlt und empfunden, nicht nur gedacht! Und für mich fühlen Sie auch noch heute. Mögen Sie es selbst nicht wissen, all Ihr Tun kommt von dieser Sehnsucht. Sie strebten stets zu mir, womit immer Sie Ihren Sinn beschäftigt glaubten. Wer war Hans Leßner für Sie, wer dieses Mädchen, Erika Wenk? — Aber jetzt, in Hans Leßners Sache, hat mich Ihre suchende Hand endlich erreicht. Ich fühle sie. Und jetzt streicheln Sie mich, jetzt streicheln Sie mich zu Tode." — —

Ruhig und in leichtem, gesellschaftlichem Ton kam seine Antwort, als hätte er das Vertrauen, die starke Intimität dieses Entgegenkommens gar nicht verstanden: „Ich bin Ihnen dankbar, Frau Henriette, für das feine Verständnis, das Sie mir bewahrt haben. Ich bin entzückt, von Ihrem Interesse zu hören, und werde mich bemühen, durch Selbstbeobachtungen festzustellen, ob Sie mich richtig beurteilen."

Sie blickte von ihm fort in den Saal, um ihre Verwirrung zu verbergen. Es war eine Niederlage, und sie war das nicht gewohnt. Sie hätte nicht so warm und dringend und mit ihren besten Waffen um seine Sympathie geworben, wenn nicht beim Anfang des Gespräches seine Haltung, seine Augen ihr den sicheren Erfolg verheißen hätten. „Ich sehe," sagte sie jetzt, nicht ohne Spott in ihrer Stimme, „Sie wollen mir von nichts anderem als von Ihren Schmerzen sprechen und weisen sonst jedes Thema ab. Hat man Ihnen so sehr wehe getan?"

„Die kleine Verletzung ist Nebensache; ich war unvorsichtig und stieß irgendwo an."

„An einen Menschen?"

„An einen Menschen."

Sie sah ihn prüfend und herausfordernd an; dann senkte sie den Blick. „Ja, es ist wirklich Nebensache zwischen uns. — Ich sagte Ihnen, was ich Ihnen, Artur Reming, zu sagen habe. Nun aber will ich wissen, was Sie in meine Nähe führt."

„Ich möchte Sie warnen, Henriette. Heute hat mich das Gesicht eines Mannes an ein Ereignis erinnert, von dem Sie wissen dürften. Vor wenigen Wochen wurde an jener jungen Dame, deren Namen Sie früher nannten, ein Diebstahl begangen. Es handelte sich um Briefe, vielleicht Briefe von Wichtigkeit, die man ihr zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Ich bin nunmehr entschlossen, den Dieb zu finden und ihn den Gerichten zu überliefern."

„Wie seltsam Sie heute sind! Warum sagen Sie mir die Unwahrheit? Hätten Sie es für gut

gehalten, für gut in jener Sache, die Sie führen — längst hätten Sie diesen Diebstahl verfolgt. Aber Sie fürchten ja die entwendeten Briefe mehr als irgend jemand sonst sie fürchtet. Sie wissen, daß die Anklage in ihnen Material finden wird. Vielleicht, Artur Reming, enthalten diese Briefe die Aufforderung zum Mord. Um so wahrscheinlicher wird es, daß der Empfänger den Mord vollführte. Hans Leßner werden Sie nicht nützen, wenn Sie beweisen, daß die Tat von einer anderen Person erdacht wurde. Und sollten Sie vielleicht doch nur dieser anderen Person schaden wollen?"

„Ich sprach nicht von den gestohlenen Briefen, die mögen bleiben, wo sie sind. Ich sprach von dem Dieb. Ich verspreche Ihnen, daß ich diesen Menschen unschädlich machen werde. Ich lasse das Werkzeug nicht länger in Ihrer Hand. Auch Bankier Olden ist in Haft. Das Experiment mit meiner Schulter soll dieses Herrn Bergwill letzte Arbeit sein."

„Sie können mir meine Freunde nehmen. Ich brauche sie nicht. Für Sie, Artur Reming, bin ich mir selber stark genug."

Sie war berückend schön in diesem Augenblick. In einiger Entfernung standen Herren und Damen im Gespräch, zu ihr und Reming herüberblickend, die beide in anregender Unterhaltung begriffen schienen. Und auf Henriette Berliks Lippen lag ein verbindliches Lächeln, ihre Bewegungen waren die der Weltdame, die sich beobachtet weiß, während sie leise aber bestimmt fortfuhr zu sprechen.

„Glauben Sie, ich wüßte mir nicht neue Werk-

zeuge zu finden? Wenn Sie einen oder den anderen vernichten, aus Rechtsgefühl, oder wie sonst Sie Ihre Eifersucht zu nennen belieben? Aber ich gehe nicht auf das Spiel ein, das Sie spielen, ich will den Ernst! Und der Ernst ist, daß wir beide uns suchen. Es ist Komödie, von etwas anderem zu sprechen. Versäumen Sie die Zeit nicht. Vergessen Sie diesen zwecklosen Streit. Sonst — nehmen Sie mein Wort, daß ich, mit welchen Waffen immer Sie kämpfen, die Stärkere sein werde. Aber ich bitte um Frieden. Reichen Sie mir die Hand — als Freund."

Prüfend ruhte sein Auge auf ihr. Ungemessene Zuversicht las er in diesem Gesicht.

Er dachte an jenes Buch, das er einst Hans Leßner gereicht. »Eine Waffe, die unseresgleichen geschmiedet haben gegen ihresgleichen . . .« Und gegen diese Waffe war sie nicht gefeit, heute nicht und niemals. Ein Gefühl des Mitleids nahm ihn gefangen. Wie stolz und ungebrochen sie lebte, und wie verloren war dieses Leben! Schon zergliederte er sein Mitleid. War es nicht dennoch Liebe? Warum schonte er sie, warum tat er nicht längst, was in seiner Macht stand, sie unschädlich zu machen? Die Verbrecherin gehörte den Gerichten, die Kranke in die Obhut der Ärzte. Er aber saß hier, um mit ihr zu plaudern! Warum war er gekommen? Doch nur, weil er an diesem Kampf mit ihr Genuß fand, weil es ihn drängte, ihr, gerade ihr, zu sagen, daß der letzte Schlag, den sie geführt, ihn nicht getroffen; weil er ihr Gesicht sehen, ihre Stimme hören, die

Wirkung seiner Tat in ihren Zügen lesen wollte! — Hatte sie nicht recht? Täuschte er sich nicht selbst über die Motive seiner Handlungen? War es so, wie sie es sagte, geschah alles, alles ihretwillen? Er hielt dem triumphierenden Leuchten in diesen Augen nicht mehr stand. Betroffen senkte er den Blick. — Er brauchte Halt und Hilfe gegen sie. Erika Wenks strenge, vornehme Züge rief er sich ins Gedächtnis: so hatte sie ihn zuletzt angeblickt, und Schmerz war auf ihrem Antlitz gelegen, und er hatte sich vermessen, ihr zu helfen. War nicht auch sie im Recht gewesen, ihm zu mißtrauen? Hans Leßners blasses Gesicht mit der großen Ruhe und Nachdenklichkeit, wie er es vor wenigen Wochen gesehen, stand wieder vor seinem geistigen Auge. Ihm hatte er eine Schuld zu zahlen. Er durfte jetzt nicht unterliegen!

Drüben ging Fritz Barray, eine Dame am Arme führend. Der hatte nie gezögert, dem war der Zauber dieser Frau nichts gewesen. Er suchte den leichten Sieg und den Genuß. Diese Tiefen kannte er nicht, sie hatten nicht Macht über ihn. Aber Konrad Wehlen? Reming entsann sich, daß jener nie mit einem Worte Henriette Berlik geschadet hatte. Er hatte eine andere Erzählung erfunden, um Leßner zu entlasten und ihm Sympathien zu gewinnen. Streng hatte er es vermieden, jenen Gerüchten Nahrung zu geben.

Artur Reming erhob sich. Er berührte Henriettes dargereichte Hand, aber es war zum Abschied. Ob sie verstand, daß dieser Aufbruch eine Flucht war?

Sie nickte ihm lächelnd zu. „Und schonen Sie mich, bitte ...“ —

Er verwand die Wirkung dieses Gespräches nicht leicht. In den Tagen der Arbeit, die folgten, sah er ihr Bild wieder mit dem alten Glanz, dessen er es mühsam in Jahren entkleidet hatte, und ihm blieb, als er zurückfand zu sich selbst, die Erkenntnis, daß er Aug in Aug mit ihr noch immer der Schwächere war. —

Ein Eindruck verließ ihn nicht, und ihn betrachtete er als den Gewinn jener Unterredung: das war die Erinnerung an die plötzliche Heftigkeit, mit der sie Hans Leßners Schuld betont hatte. Das Bild von der Affäre Berlik war damit für ihn ein anderes geworden. Die Vorgänge im Laboratorium am Tage von Berliks Tod waren nicht so gewesen, wie er bis jetzt angenommen. Nun mußte er Hans Leßner sehen und sprechen: er mußte die Klarheit zurückgewinnen, die ihm Henriette Berlik geraubt. Die Klarheit über das Geschehene und über sich selbst. Bisher hatte er dieses Wiedersehen nicht angestrebt. Er wollte ihn nur retten. Es war, als ob er bei diesem Werk von ihm eine Störung gefürchtet hätte. —

Die Untersuchung im Prozesse näherte sich jetzt ihrem Ende. Artur Remings Zeit war in diesen Tagen vollauf in Anspruch genommen. Sie vergingen mit der Prüfung von Berichten, mit der Lektüre der Zeitungen und mit Konferenzen, die er mit Personen aller Art abhielt. Schon war in der gegnerischen Presse das Wort von der Nebenuntersuchung gefallen, die ein Privatmann führte. Aber niemand nahm Anlaß, gegen ihn einzuschreiten.

Wenn man ihn überwacht hätte, so wäre man wohl zur Meinung gekommen, daß der vielumstrittene Prozeß nur einen geringen Teil seiner Tätigkeit beanspruchte. Die Berichte, die er erhielt, hatten sehr wenig zu tun mit Hans Leßners materieller Situation, seinen Beziehungen zu Berlik, seinen Einkäufen in den Tagen vor dem Morde und all dem anderen, was Doktor Wiegers Hauptinteresse ausmachte. Reming wollte zunächst immer von der allgemeinen Stimmung unterrichtet sein; im übrigen aber beschäftigten ihn nur die Privatverhältnisse einiger Bürgersleute, die bereits auf der Geschwornenliste standen, und die Angelegenheiten Henriette Berliks. Die letzteren Berichte handelten viel von einem Herrn Leonhard, einem beschäftigungslosen „Artisten", dessen Papiere auf den Namen Bergwill lauteten.

Es waren oft Erzählungen in der guten Gesellschaft aufgetaucht, daß Professor Berliks Frau mit Personen niederen Standes Abenteuer erlebe. Manche glaubten es, die meisten hielten es in der Hauptsache für Verleumdung. Und doch stellte niemand die Sache ganz in Abrede. Es paßte zu ihrem Charakter. War es doch eine Rolle, in der sie sich zu sehen liebte, anderen Menschen als ein Wesen höherer Art gegenüberzutreten. Auch konnte sie dort vielleicht jene unbedingte Ergebenheit, jene fanatische Verehrung in noch stärkerem Maße finden, wie ihre Umgebung sie ihr spendete. Jener Herr Bergwill wurde als ein verschlagener Mensch geschildert, der sich in allerhand Berufen umgetan hatte, Zirkusathlet und

Kunstreiter gewesen war und jetzt vermutlich als Detektiv in irgend jemands Diensten stand. —

Gerichtsrat von Walsen hatte nichts dagegen, daß Artur Reming den Gefangenen besuchte. Während der kurzen Unterredung, die dieser Beamte mit Reming hatte, musterte er ihn mit fast unhöflicher Neugier. Aber er unterschrieb den Erlaubnisschein und gab auch ohne weiteres die besondere Vergünstigung, daß der Besuch im Zimmer des Gefangenen stattfinden dürfe.

Vor der Türe dieses Zimmers hörte Artur Reming den gleichmäßigen Schritt des unablässig Auf- und Niederschreitenden. Jenen Schritt, auf den die Frau des unbestechlichen Aufsehers bei ihren Besuchen stets andächtig zu horchen pflegte, um dann erzählen zu können: daß er immer hin und her gehe, immer hin und her, und daß es das Gewissen sei, und weil er einen umgebracht habe. — Reming wußte, daß rastlos wie diese Schritte die Gedanken einherzogen, und fast fürchtete er die Veränderungen des Freundes, die ihnen gefolgt sein mochten, und deren Zeuge er jetzt werden sollte.

Der erste Blick auf Hans Leßner beruhigte ihn. Heiter trat ihm jener entgegen. „Ich habe keinen anderen Empfangssalon," sagte er, auf das armselige Meublement weisend. „Entschuldige also!"

Und dann fügte er lächelnd hinzu: „Das ist eine Phrase, die in meiner Situation sehr nahe liegt, aber ich brauche sie zum ersten Male. Ich habe sie für deinen Besuch aufgespart, gewissermaßen als Einleitung zu einem harmlosen Gespräch ..."

„Du hast in dieser Zeit die Welt viel beschäftigt," meinte Reming. Dann wandte er sich plötzlich zu dem Unbestechlichen, der ihn hergeleitet hatte. Er streifte ihn mit einem zerstreuten Blick, und dieser Blick schien den Mann förmlich aus dem Zimmer zu schieben; schon war er nur mehr zur Hälfte sichtbar, und jetzt war die Tür zwischen ihm und den beiden.

„Ein kostspieliges Experiment, wie ich vermute," sagte Leßner, der den Vorgang beobachtet hatte. „Ich habe es von dir nicht anders erwartet. Fast war ich erstaunt, dich durch die Türe eintreten zu sehen. Der Schornstein oder das Fenster hätten meinen Vermutungen eher entsprochen."

„Du warst damit den Tatsachen nicht so ferne; es hätte so ähnlich kommen können. Erörtert wurde mancherlei." — Nach kurzer Pause fügte er rasch hinzu: „Ich habe mich mit deiner Sache ein wenig beschäftigt, und ich denke, sie steht nicht schlecht. Laß dir das Nötigste erzählen."

Hans Leßner wies auf den Stuhl und setzte sich selbst auf die Bettstatt. Er behielt, während Reming sprach, den Blick mit dem Ausdruck des lebhaftesten Interesses auf ihn gerichtet, und wiederholt entschlüpfte ihm sogar ein leiser Ruf des Beifalls.

Reming erzählte von der erregten Stellungnahme der Öffentlichkeit, von dem heftigen Für und Wider, das die Affäre entfesselt hatte. Dann sprach er von jenen mehr oder weniger verbürgten Gerüchten, die die Stimmung zu Hans Leßners Gunsten beeinflußt hatten, von dem Wechsel in der

Beurteilung des ganzen Falles und von den Sympathien, die der Angeklagte jetzt besaß. Nur Henriette Berliks Namen nannte er nicht. Er erwähnte den Glauben an altruistische Motive, die Leßner geleitet haben mochten, er erwähnte auch die Annahme, daß eine Leidenschaft ihm die Besinnung geraubt habe. Als er geendet hatte, herrschte Schweigen.

Endlich sagte Leßner langsam und erwägend: „Du hast dich sehr bemüht, und ich danke dir dafür."

Reming schüttelte abwehrend den Kopf. „Ich bin gekommen, eine Frage an dich zu richten. Nachdem dies alles geschehen ist, nachdem ich alle Mittel versuchte, um den Freispruch eines Schuldigen zu erlangen, komme ich," — er überzeugte sich mit einem Blick nach der Türe, daß er dort nicht gehört werden konnte — „dich zu fragen, ob du die Tat auch wirklich begangen hast."

„Interessiert dich das ernstlich?" fragte Leßner nach kurzem Besinnen. Es war, als ob ihm die Vergangenheit so weit entschwunden wäre, daß er es kaum mehr für wichtig hielt, von ihr zu reden. „Du hast eine große Rettungsaktion geleitet; ich weiß, es war auch Sympathie für mich, die dich antrieb. Das habe ich dir gedankt. Warum verlangst du noch mehr zu wissen?"

„Ich habe bis vor kurzem fest an deine Schuld, wie sie es nennen, geglaubt. Nun erst entstand ein Zweifel. Und du kannst ihn lösen. Höre, wenn es wahr wäre, wenn du wirklich nur die Tat eines Fremden auf dich genommen hättest! — — Sie hatte,

ich weiß auch das, noch andere menschliche Kräfte in ihrem Dienst, durch die sie töten konnte!"

„Wie ähnlich ihr euch alle seid, in euren Gedanken und in euren Interessen. Gerade das eine wollt ihr wissen. Ob ich mit dieser Hand die Spritze an einen Arm gesetzt habe, oder ob es ein anderer tat — da liegt für euch das Furchtbare oder die Entschuldigung. Vielleicht ist das in dieser Sache das Unbedeutendste! Aber die greifbare Handlung allein ist euch alles."

„Uns? Wen meinst du außer mir?"

„Erika. Ich habe von ihr in diesen letzten Wochen Briefe erhalten, zahllose Briefe."

„Und ich wußte nichts!"

„Das überrascht mich. Dort auf dem Tische liegen die Briefe. Ich habe sie nicht alle gelesen. Aber ich kann den Inhalt erraten, nachdem ich die ersten las."

„Wie war das möglich? Sie ist in Rotenfeld, und ich gab ihr stets Nachricht von dir."

„Sie ist seit langem wieder hier. Sie wohnte dort in irgendeiner Pension, geriet in Wucherhände, ich habe erst später von allem erfahren. Dann wurde sie durch einen fabelhaften Großmutsakt einer Wucherin frei von ihren Schulden. Ich bin allerdings überzeugt, daß du jener Mensch bist, für den dieser Akt nichts Großmütiges und nichts Fabelhaftes hat. Ich danke dir in ihrem Namen."

„Was schrieb sie dir?"

„Lies selbst! Sie hat lange gezögert, war lange unentschlossen und im Zweifel, ehe sie mir zu raten

wußte. Nun aber schreibt sie von Sühne. Ich soll die Folgen meiner Tat auf mich nehmen, ich soll keinen Ausweg wählen und meinem Schicksal stehen, ich soll bekennen. Sie beschwört und bittet, bei meiner Liebe, bei jeder Hoffnung auf Glück . . ."

„Wo wohnt sie?" Remings Stirne war gefurcht; nervös spielte seine Hand mit dem Stoß beschriebener Blätter, die hier achtlos, offen lagen.

„Es steht auf den Briefen."

„Du scheinst ihnen wenig Wert beizulegen?"

„Sie ändern nichts an dem, was ich zu tun und lassen gedenke. So wenig, als — verzeihe mir das — auch jeder andere freundschaftliche Rat zu ändern vermag."

„Was du zu tun gedenkst, das hast du mir bis nun nicht gesagt."

„Vielleicht weiß ich es auch noch nicht." Er erschien plötzlich zerstreut und abwesend, hatte die Brauen zusammengezogen und blickte über Reming hinweg ins Leere. Voll Unruhe sah dieser auf ihn.

An der Türe ertönte ein leises Klopfen; das Zeichen, daß die Unterredung beendet werden müsse. Reming verabschiedete sich. Hans Leßner hielt seine Hand fest und schien nachzudenken. Mit einem Male gewannen seine Züge wieder Spannung und Leben.

„Jetzt weiß ich es," sagte er, sich offenbar nach längerer Anstrengung einer Sache entsinnend. „Du wolltest mir einmal ein Buch geben, ein Buch, von dem du mit viel Achtung sprachst. Erinnerst du dich des Gespräches? Es war unser letztes. Gerade dieses

Buch möchte ich nun lesen. Willst du es mir verschaffen?"

Reming nickte. „Es ist ein Lehrbuch, das von den Geisteskrankheiten handelt. Ich werde es dir senden."

„Man wird hier glauben, ich studiere darin, um später zu simulieren, und man wird mir vielleicht die Lektüre untersagen," meinte Leßner. Sein Gesicht hatte sich für Sekunden aufgeheitert, nichts Gezwungenes lag mehr in seiner Haltung.

„Laß das meine Sorge sein." Reming drückte nochmals die Hand des Freundes, sah mit Aufmerksamkeit und Besorgnis in dieses Gesicht, dessen Ausdruck er nicht verstand, und verließ dann nachdenklich das Zimmer. — —

Eine Stunde später befand er sich vor der Wohnungstür Erikas. Eine ältere Dame öffnete ihm. Er fragte nach Fräulein Wenk und wurde in einen kleinen Salon gewiesen.

Die Einrichtung war wohnlich und hatte sogar einen Schimmer von Vornehmheit. Einige dieser Bilder an den dunkel tapezierten Wänden mochten auch von Wert sein. Alles war mit persönlichem Geschmack gewählt. Nichts erinnerte an die Dürftigkeit der Pension Fenner.

Erika trat ein. Ihr Gesicht paßte wunderbar in den etwas düsteren Rahmen des Raumes. Aber Remings Blick fand eine Veränderung in ihren Zügen, über deren Wesen er sich nicht Rechenschaft geben konnte. Fast war der Ernst noch ausgeprägter als einst; die Festigkeit, mit der sie seinem Auge

begegnete, die strenge Linie der Lippen, alles verriet ihm das Wirken einer fremden Kraft. Das war nicht mehr das Mädchen, das sich ihm gegenüber vor kurzem noch in Heftigkeit und Zorn hatte retten müssen um standzuhalten; sie war innerlich um vieles stärker geworden in dieser Spanne Zeit.

„Ich habe Ihren Besuch erwartet, Artur Reming, und Sie kommen, um mir Vorwürfe zu machen," sagte sie, indem sie ihn durch eine Bewegung aufforderte sich zu setzen und selber einen Platz am Tische wählte.

„Sie haben es ausgesprochen," erwiderte er. „Ich erfuhr mit Staunen, daß Sie Ihren Freund beraten und wie Sie ihn beraten. Was soll das? Was beabsichtigen Sie? Ich stehe erschreckt und verständnislos vor Ihrem Tun. In diesem Augenblick, wo jedes Wort, jede Stimmung schwer wiegt und entscheiden kann, jetzt verlassen Sie ihn und seine Sache!"

„Ich verlasse seine Sache, nicht ihn. Oder: ich habe diese Sache, von der Sie sprechen, nie zu meiner gemacht, sofern Sie darunter bloß seinen Freispruch verstehen."

„Dann irrte ich mich in Ihnen, und Sie sind nicht Hans Leßners Freundin."

Sie sah ihm einige Augenblicke ins Gesicht, das jetzt den Ausdruck schmerzlichen Erstaunens trug, und nahm dann mit ruhiger Stimme das Wort. Sie sprach leise, ohne jede Erregung und mit dem offensichtlichen Bemühen, ihn nicht zu verletzen. Doch hörte er aus ihrem Tone jene Sicherheit heraus, der

gegenüber es kein Umstimmen und keinen Widerspruch gab. „Für Sie, Artur Reming, war stets die Frage: Verurteilung oder Freispruch — für mich war sie: Schuld oder Unschuld. Nur darüber wollte ich die Entscheidung, nichts anderes suchte ich zu erkennen. Die Briefe jener Frau gaben mir den Aufschluß nicht. Sie wiederholten nur unablässig den Wunsch, von jenem Toten frei zu sein. Hier fand sich kein Befehl, kein Auftrag. Die Gewißheit von seiner Schuld gab mir ein anderer, die gaben Sie mir, Artur Reming. — Ja, Sie! Als ich sah, mit welchen Mitteln Sie für ihn kämpften, mit welchem Gewebe von Unrecht und Lüge Sie seine Rettung, wie Sie es nennen, erstrebten, da wußte ich, daß Sie ihn für schuldig halten, da wußte ich, daß er schuldig ist. Da gab es keinen Zweifel mehr für mich, was ich ihm zu raten hätte: die Sühne. — Ich kenne Hans Leßner und kenne ihn wohl besser, als Sie es vermögen. Er ist mir verwandt im Fühlen und Denken, nicht Ihnen. Er trägt an seinem Schicksal, er kommt über eine Schuld nicht hinweg. Bei Ihnen ist es anders. Sie glauben, über den Dingen zu stehen; Sie glauben, die Gesetze des Gefühls betrügen zu können wie jedes andere Gesetz: eingreifen zu können, mit Verstand und Berechnung alles wenden zu können. Das Schicksal von Menschen ist Ihnen Material, das Sie formen. — Ich habe Ehrfurcht vor dem Schicksal von Menschen. Ich konnte es Ihnen früher nur nicht so richtig erklären, ich brauchte sie selber noch, diese Klarheit. Ich empfinde auch das Gute, das Sie anderen tun, als Blasphemie gegen die Macht

des Schicksals. Heute weiß ich das; heute weiß ich auch, daß Hans Leßner diesen künstlichen Freispruch, den Sie ihm verschaffen wollen, nicht annehmen wird, nicht annehmen darf — weil sich der Freispruch seinem Leben nicht einfügen wird. So wenig ein Glied aus Holz und Eisen dem Körper anwächst!"

„Und doch lernt man auch solche Glieder gebrauchen, Erika Wenk."

„Er wird und muß zu stolz sein, das Geschenk aus Ihrer Hand zu nehmen. Glauben Sie mir, hier kann ich nicht irren: er darf mit seinem Schicksal nicht unterhandeln, er muß einstehen für das, was er getan hat — und sühnen. Sein Leben, sein Geist sind von zu edlem Stoff, die werden Ihre Kunst und Ihren Eingriff nie ertragen."

„Wie anders Sie geworden sind," sagte er nach einer Pause des Nachdenkens. „Zu welchen Erkenntnissen und Gewißheiten Sie in dieser Zeit gelangt sind. Wie geschah das, welche fremde Macht hat Sie geformt?"

„An dieser Frage erkenne ich Sie. Der Mensch ist Ihnen ein mechanisches Wesen, an dem alles erklärbar sein muß. Aber es gibt Wandlungen, die sich Ihrer Logik entziehen. Und sollte nicht mein Erlebnis, dieses furchtbare Erlebnis mit dem Menschen, der mir der teuerste gewesen, mit Leßner, hinreichen, um diese meine Wandlung begreiflich zu machen?"

„Nicht vollkommen." Sein Blick hing an der gegenüberliegenden Türe, die sich halb geöffnet hatte und in der jetzt eine wohlbekannte Gestalt erschien. Doktor Maximilian Eynert stand dort und warf ihm

grüßend Winke zu. Dann kam er rasch, mit tänzelnden Schritten zum Tische, an dem die beiden saßen. Elegant und froh wie immer.

Erika errötete leicht, aber sie erwiderte Remings Blick. „Wir befinden uns in der Wohnung von Doktor Eynerts Mutter; er hat mir dieses Heim angeboten."

Eynert schüttelte kräftig des Besuchers Hand. „Ja, es ist viel vorgegangen, seitdem du nicht mehr Latein studierst," rief er lachend.

„Veränderungen, ich sehe das."

„Oh, du weißt ja das wenigste," sagte Eynert, Erika zunickend. „Denkst du noch manchmal an die Pension Fenner zurück? Sie besteht nicht mehr, das heißt, die alten Gäste sind zerstoben. Ich wette, du weißt nicht, wer dort die Hauptperson war! Weder ich noch dieses Fräulein! Das war die alte, knochige Frau, die Schwägerin der Dame Eleonora, Elisa Fenner, entsinnst du dich ihrer? Eine Blutsaugerin ersten Ranges, eine Wucherin von Klasse! Sie war die geheime Herrscherin im Reich des roten Samtes, und wir alle waren ihre Untertanen. Ich dachte schon daran, deine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nur, du erinnerst dich, es war damals etwas zwischen uns — ein gewisser Wettbewerb ..."

„Ich erinnere mich absolut nicht."

„Nun ja, ich weiß, entschuldige, daß ich darauf zu sprechen kam. Die Alte also, die Elisa Fenner! Mit einem Male bekommt sie es mit der Menschenfreundlichkeit. Dem Pavian im zoologischen Garten hätte ich es eher zugetraut. Sie erläßt die Schulden,

gibt uns alle frei. Kurz nach deiner Abreise war das. Es heißt, der Gesang Fieschaldis hätte das Wunder bewirkt, denn einem Wunder kommt diese Verwandlung gleich. Das darfst du mir glauben, du staunst mir lange nicht genug! Die Gesellschaft ist dort jetzt eine andere geworden. Einen Tag später waren wir alle fort. Von deinen Bekannten ist nur der alte Meinau, der Beamte, dessen du dich vielleicht erinnerst, geblieben."

„Hat sie dem die Schuld nicht erlassen?"

„Das wohl, aber er konnte sich trotzdem nicht trennen. Er kann sich eben ein Leben ohne Elisa Fenner nicht mehr vorstellen."

„Ich kann nicht zugeben, daß sich die Wandlung der alten Wucherin meiner Logik entzieht," sagte Reming nach kurzem Schweigen, sich gegen Erikas frühere Behauptung wendend. Unter dem prüfenden Blick des Mädchens fügte er rasch hinzu: „Warum sollte nicht wirklich die Macht des Gesanges ihr die alte Welt zerschlagen haben?"

„Aber Sie zögern doch zumindest, die Veränderung, die Sie bei mir bemerkt haben wollen, dem Verkehr mit Doktor Eynert zuzuschreiben?"

„Und dennoch verstehe ich sie deshalb besser. Die vollkommene Harmlosigkeit dieses jungen Mannes, seine nicht ganz gereifte Lebensanschauung mag Ihren Widerspruch gereizt und den Ernst Ihres Wesens verschärft haben." Reming legte beschwichtigend die Hand auf Eynerts Schulter. Aber dieser sah lächelnd auf Erika und war viel zu glücklich, um sich gekränkt zu fühlen.

„So hätten wir uns denn ausgesprochen," meinte sie.

Reming erhob sich. „Ja, und endgültig ausgesprochen." Er zögerte einen Augenblick. „Leben Sie wohl, Fräulein Wenk. Sie rechnen mich zu einer Vergangenheit, mit der Sie abgeschlossen haben. Ich freue mich um Ihretwillen, daß Sie mit dieser Vergangenheit abschließen konnten."

Sie neigte verwirrt den Kopf. „Sie tun mir Unrecht. Die Pflichten, die aus jener Vergangenheit an mich herantreten werden, gedenke ich zu erfüllen."

„Ich weiß, Sie stehen zu Ihren Taten und zu dem, was Sie versprochen haben." Nicht ohne Bitterkeit sagte er das. „Aber Sie wünschen, daß dieses Versprechen zurückgegeben werde, und Sie wissen, so gut wie ich, daß das geschehen wird."

Sie widersprach nicht mehr, sie reichte ihm stumm die Hand zum Abschied. Doktor Eynert verstand die Reden nicht, die hier vor ihm geführt wurden. Aber derlei Dinge störten ihn nie. Er fuhr fort, Erika zu betrachten, und war glücklich. Als er den Gast zur Ausgangstüre geleitet hatte, faßte er seine Hand und sah ihm bittend und besorgt in das ernste Gesicht. „Sei mir nicht böse," sagte er. „Dir war es niemals so ernst wie mir. Glaube mir auch, sie hätte nicht zu dir gepaßt. Mich darf sie ein bißchen erziehen. — Sie hat schwere Erlebnisse gehabt, nach denen ich nicht fragen will, und ich freue mich, daß sie zu neuem Leben kommt. Störe sie nicht in der Genesung!"

„Du brauchst nichts zu fürchten. — Und sei weiter gut mit ihr.“ —

An jenem Abend fand Reming unter seinen Briefen wieder eines der zahllosen Schreiben, die ihm von Villa Rocca nachgesandt wurden, und in denen Elisa Fenner die Bezahlung der vierhundert Mark von ihm forderte. Es war die einzige Schuld, die ihr nicht beglichen worden war, und sie schien sehr darunter zu leiden. Reming las jetzt alle ihre Briefe voll Klagen und Drohungen noch einmal. Zweifellos, es gab noch Charakter und Beständigkeit unter den Menschen! Die Wut und Zähigkeit der alten Wucherin verriet eine wunderbare Konsequenz. In seinem augenblicklichen Zustand empfand er die Lektüre dieser Briefe als etwas Beruhigendes.

6

Die Zeitungen, die den Termin der Schlußverhandlung im Prozeß Leßner brachten, enthielten an weit weniger auffallender Stelle eine Notiz, in der von dem unangenehmen Erlebnis eines stellungslosen Artisten berichtet wurde, der unter dem Namen Bergwill oder Leonhard eine dunkle Existenz geführt.

Die Prozeßnachricht wurde mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen. Endlich durften Neugier und Teilnahme darauf rechnen, ihre Befriedigung zu finden, lange genug hatten sie sich mit Zeitungspolemik und Einzelheiten der Untersuchung begnügen müssen. Das Publikum des Sensationsprozesses sieht nur den einen Akt des Dramas, den im Gerichtssaal, in Wirklichkeit vor sich gehen. Hier müssen sich Erwartung und Spannung aufs Höchste konzentrieren.

Dem andern Bericht schenkte man jene flüchtige Aufmerksamkeit, die für Vorkommnisse aus dem niederen Milieu der Großstadt eben noch vorhanden ist. Jener Leonhard-Bergwill war in einigen Schenken als Possenreißer bekannt und wegen seiner außerordentlichen Körperstärke gefürchtet. Der letztere Umstand, der in seinen Kreisen sehr viel bedeuten

mochte, erhöhte sein Selbstbewußtsein und machte sein Auftreten provokant und verletzend. So geriet er in einem seiner Stammlokale mit einem zufällig anwesenden Fremden in Streit, und es kam zu einem Faustkampf. Hier hatte der Zufall eine seiner sondersten Pointen geschehen lassen, an deren Möglichkeit niemand vor ihrem Eintreten denken konnte. Jener Fremde, der ganz absichtslos in die Schenke geraten war, war niemand anderer als E. Keller, der bekannte englische Preisboxer, der sich in Privatangelegenheiten seit einigen Tagen in der Stadt befand. Die Sache endigte damit, daß der heimische Held arg zerschlagen vom Platze getragen wurde. Die Angelegenheit fand für diesen noch eine böse Fortsetzung in der Polizeiwachstube, wo die Persönlichkeit der Beteiligten festgestellt wurde. Man hielt es dort für nötig, sich des Näheren mit Herrn Bergwill zu befassen, dessen Papiere nicht stimmten, und er wurde vorläufig in Haft behalten. — Als Pikanterie war beigefügt, daß man auch Briefe von vornehmen Damen bei dem berüchtigten Raufer gefunden habe.

Das stand in den Morgenblättern. Am Nachmittag erhielt Artur Reming ein kleines Paket und einen Brief. Der lautete:

„Mit Vergnügen lese ich soeben von Ihrer letzten Aktion. Die Körperkraft dieses Herrn E. Keller muß wirklich ganz besonders sein, und ich wäre neugierig, diesen Mann kennen zu lernen. Falls, wie ich wohl annehmen darf, seine Privatangelegenheiten, die ihn hierhergeführt, mit der Affäre in jener Schenke

erledigt sind, können Sie ihn gewiß veranlassen, mir die Ehre seines Besuches zu schenken.

Anbei erhalten Sie die Briefe, die ich an Hans Leßner schrieb und die durch Fräulein Wenks Leichtsinn abhanden kamen. Ich habe eine Schwäche für die Produkte meiner Feder und möchte sie ungern selbst vernichten. Und da ich an der von mir geäußerten Ansicht festhalte, daß Sie derjenige sind, der diese Papiere am sorgsamsten hüten wird, vertraue ich sie Ihnen an. Ich wünsche nicht, daß sie in die Hände der Polizei gelangen. Und Ihre Bemühungen hatten den Erfolg, daß meine Briefe in meinen und meiner Freunde Händen nicht mehr sicher sind. In dieser Erkenntnis wähle ich Sie selbst zum Hüter.

Ich werde auch Ihre weitere Wirksamkeit, die ich als die originelle Art eines Millionärs, sich zu amüsieren, achte und hochschätze, mit Vergnügen verfolgen. Sie selbst hoffe ich bald wiederzusehen. — Henriette Berlik."

Er sah ihr spöttisches Gesicht vor sich, als er diese Zeilen durchflog. Dann prüfte er die an Leßner gerichteten Briefe. Er las jedes Wort, das sie geschrieben, er studierte den seltsamen Geist dieser Frau und verbrachte Stunden mit den Blättern. — War es doch seit langer Zeit der erste ungezwungene und intime Verkehr mit ihr, dem er sich hingeben durfte!

Leidenschaft, Güte und Haß fand er; er suchte nach Liebe. Für Leßner? Für Berlik? Für einen andern? Er verglich die Briefe mit jenen, die er von einst aufbewahrt hatte. Er wollte wissen, wo der Ton inniger, die Empfindung wärmer war.

Und dann erst ging er die Briefe nochmals durch — als Beweismaterial.

Das Verlangen nach Freiheit sprach aus den Blättern, der Kampf gegen die Gebundenheit einer verhaßten Ehe fand hier starke, rücksichtslose Worte. Ja, sie empfand das Dasein Berliks als eine Qual, sie wollte es nicht, hatte es längst verneint. Sie ersehnte den Befreier. Aber kein Wort der Aufforderung, keine Andeutung zur Tat. Die Briefe belasteten sie bei den fremden Richtern. Für ihn aber, der ihr Wesen kannte und verstand, waren sie kein Schuldbeweis, trotz allem, was geschehen. Er konnte sie nicht vor Augen bringen, die anders sahen als die seinen. Das war ein Recht dieser Frau.

Und hatte er ihr denn nicht bereits jedes Recht abgesprochen? Diese Briefe würden sicher dasselbe sentimentale Mitleid für Leßner wachrufen, das so oft schon Richter aus dem Volke beeinflußt und für sie den Verführten zum Unschuldigen werden ließ. War es nicht in des Freundes Interesse, sie bekannt zu geben? Und war außer diesem Interesse noch ein anderes da? — Nein, entschied er. Wenn er jetzt selbst nicht sicher war vor dem Zauber dieser Frau, so mußte er nach den Regeln handeln, die er sich früher gegeben. Die Briefe, im richtigen Momente zum Vorschein gebracht, waren ein starker Hebel in den Händen der Verteidigung. Sie waren es umsomehr, als die Anklage, wie er wußte, heftig gegen alle Gerüchte zu Felde zog, die das Verbrechen in die Sphäre der Leidenschaft rücken wollten, daß sie alle solche Gerüchte leugnete und jeden Schatten eines Beweises bestritt.

Und Henriette Berlik —? Sie hätte ihm diese Waffe nicht reichen dürfen, es war ein Fehler in ihrer Rechnung! Eine Kühnheit, ein Handstreich, um ihn zu gewinnen, eine Tat, die ihrem Selbstbewußtsein entsprach — aber ein Fehler!

Er hatte nicht mehr gebraucht als diese Briefe, diesen letzten Effekt, um in der öffentlichen Verhandlung zu siegen. Die Stimmung war übersättigt von jenem Streit um das Für und Wider und aufs Äußerste gespannt. Wer ihr eine neue starke Tatsache bringen konnte, der hatte sie für sich. — Er überblickte die Glossierungen, mit denen die Tagesblätter die Ankündigung der Schlußverhandlung versehen hatten. Da las er, daß ein qualvolles Rätsel seiner endlichen Lösung harre, daß starke Zweifel alle Geister bewegten, daß eine unerhörte Beanspruchung der Nerven mit dem Votum der Richter ihr Ende finden würde, und Ähnliches mehr. Es waren meist kurze, ganz knapp gehaltene Anzeigen, ohne Stellungnahme, mit aller Zurückhaltung abgefaßt. Jetzt, wo Enthüllungen unmittelbar bevorstehen konnten, zögerte man mit dem Urteil. Aber er fühlte in dem allen die Ruhe vor dem Sturm. Er ermaß, mit welcher Gier man sich auf jedes Stück neuen Materials stürzen würde. Wer das brachte, Anklage oder Verteidigung, dem würde man es zu danken wissen! — Und nun diese Briefe! Mochten sie immer für Hans Leßners Schuld zeugen, längst war nicht mehr die Frage der Schuld Gegenstand des Kampfes, sondern die Frage der Sympathie. Von dem Momente an, wo die Allgemeinheit, die später selbst durch den

Mund der Geschworenen zu urteilen hatte, sich in Parteien gespalten hatte, war die Rechtssache keine Rechtssache mehr gewesen. Gunst und Ungunst der Menge lenkten den Zeiger des Rechtes aus seiner Bahn — das war vor Remings Eingreifen geschehen, damals als der allgemeine Haß sich über Leßner entlud. Da war das empfindliche Instrument des Rechtes bereits in seiner Funktion gestört. Der Urteilsspruch mußte ungerecht sein. Sein, Remings, Werk war dann nur gewesen, jener Art der Ungerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, die für den Freund Rettung bedeutete. Und er sah sich dem Ziele nah.

Henriette Berliks Schicksal? Hatte sie es nicht selber heraufbeschworen? Doch die Vorstellung schmerzte. Darüber nachzudenken war später Zeit.

* * *

Die wenigen Tage, die ihn von der Entscheidung trennten, verbrachte er in steigender Unruhe. Die Vorbereitungen waren getroffen. In der erzeugten Stimmung mußte die Energie aufgespeichert sein, die retten sollte; jetzt galt es, den Moment ihres Freiwerdens abzuwarten. Die Haltung der Blätter in den letzten Wochen, die Briefe voll Huldigung und Verehrung, die für Hans Leßner an dessen Anwalt kamen, das waren Symptome, aus denen man schließen durfte. Von den Briefen erfuhr der Angeklagte nichts. Was ging es ihn an, wieviel Begeisterung er bei Damen aus der Provinz und frühreifen Schulknaben erweckte? Aber auch Personen

von Gewicht gaben ernst zu nehmende Kundgebungen der Sympathie. —

Zwei Tage vor dem Termin der Verhandlung erhielt Artur Reming von dem Anwalt die Verständigung, daß Hans Leßner ihn zu sprechen wünschte.

Die Erinnerung an seinen ersten Besuch im Gerichtsgebäude war für Reming quälend und rief unbestimmte Befürchtungen in ihm wach. Er hatte die Verschlossenheit dieses Gesichtes nicht durchdringen können, die Gedanken, die da seit Wochen hinter der blassen Stirne arbeiteten, nicht erraten. War das der Grund zu seiner Unruhe? Der Anblick des Freundes mochte das schmerzende Bewußtsein der Gefahr aufs Neue wachgerufen haben, in der dieser schwebte; oder war es, daß Reming in ihm den einzig gefährlichen Gegner zu erkennen begann, der alle Bemühungen zu seiner Rettung zuschanden machen konnte? — Jenes Buch, nach dem Leßner verlangt, hatte er ihm damals sofort zukommen lassen. —

Er traf Hans Leßner bei seinem Tische lesend an. Erfreut erhob er sich beim Eintritt des Besuchers und streckte ihm die Hand entgegen. „Wie geht es mit deiner Angelegenheit?“ fragte er.

„Mit meiner . . .?“

„Verzeih, ich dachte an das Experiment mit der öffentlichen Meinung im Falle Leßner, dem meine Aufmerksamkeit und meine Sympathie gehören — soweit es deine Angelegenheit ist.“

Reming überblickte den Tisch, auf welchem einige Bücher und mehrere kuvertierte Briefe lagen. Dann heftete er das Auge auf Leßner, dessen Ruhe und

Sicherheit stark mit seinem zerstreuten und von unterdrückter Erregung gequälten Wesen bei Remings früherem Empfang kontrastierten.

„Ich glaube," sagte er dann, „daß du den Freispruch erwarten darfst. Man sieht die Sache heute im besonderen Licht. Die Beweise gegen dich, die waren nie entscheidend. Sie schienen es nur, so lange man sie mit einer gehässigen Deutung deines Charakters vereinigte. Die ist abgetan, und nunmehr klaffen die Lücken im Anklagematerial."

„Und wie erklärt ihr nunmehr jenen Mord?"

„Es konnte sich dabei um einen gewöhnlichen Raub handeln," erwiderte Reming. Er vermied es, jenem ins Gesicht zu sehen.

„Wohl kaum! Da spricht zuviel dagegen," sagte Leßner nach kurzem Überlegen; und lächelnd fügte er hinzu: „Du kannst ganz aufrichtig mit mir sein."

„Wir haben die Beweise," Reming zögerte, und fuhr dann entschlossen fort, „daß jemand den Tod des Mannes ersehnte. Wir wissen, daß diese Frau die Macht hatte, sich Menschen gefügig zu machen, und wir wissen, daß andere Werkzeuge da waren, andere Menschen, denen die Tat eher zuzutrauen ist als dir."

Die gefürchtete Wirkung blieb aus. Leßner fuhr nicht auf, er forderte keine Rechenschaft für das, was gegen Henriette Berlik geschehen war. Er sah nur sinnend vor sich nieder und strich dann mit der Hand über die Stirne. „Daß ihr das Einfachste so schwer findet," sagte er müde. „Kanntest du den Toten?"

„Nur dem Rufe nach, als Gelehrten."

„Ich kannte ihn besser. Wenn sie sein Leben für überflüssig hielt, wenn sie es vernichtet haben wollte — sie brauchte das niemand anderem, als ihm selbst zu sagen. Er war ihr der Ergebenste, das beste Werkzeug, auch für diesen Befehl."

„Und —?" Remings Gesicht verriet die stärkste Erregung. „Und sie hat diesen Befehl gegeben?"

„Ja."

„Durch dich gegeben?"

„Ja."

„Und hat sich deiner dann durch den Verdacht entledigt, wie seiner durch den Tod?"

„Auch das. Ihr habt so große Worte für das alles. Mord, Verbrechen, Schuld. Und ihr vergeßt, daß wir beide, der Tote und ich, unzähligemal bereit gewesen wären, ihrem Wunsch das Leben zu opfern; daß etwas war zwischen dem Toten und dieser Frau, und zwischen mir und dieser Frau, ein Gefühl, dem gegenüber all die Dinge, von denen ihr jetzt seit Monaten soviel Aufhebens macht, vollkommen verschwinden. Ja," fügte er nachdenklich hinzu, „vollkommen verschwinden. Mir selbst kommt es jetzt seltsam vor; aber es war so. Es war ganz gewiß so."

„Und warum sagst du mir das erst heute?"

„Ich denke jetzt anders über die Vergangenheit; deshalb kann ich es sagen. Nicht, daß ich gelernt hätte, eure Wichtigkeiten von Schuld oder Sühne anzuerkennen; aber — die einzige Sache, die für mich Wichtigkeit hatte, habe ich verloren. Ich habe keinen

Grund mehr, Henriette zu schonen ... Dein Rat war gut. Ich habe dieses Buch gelesen und verstehe sie heute. Das Wunder ist zerronnen. Ich kenne die Namen ihrer Krankheiten, ich habe ihr Bild hier wiedergefunden. Ob sie nicht dennoch ein höheres Wesen ist als alle anderen? Ich weiß es nicht! Aber ich will diesem Höheren, das ihr in eure Paragraphen eingefangen habt, das ihr benennen und sogar heilen könnt, nicht dienen." Er sprach sachlich und ohne jede Betonung eines Gefühles. Es schienen tote und erledigte Dinge für ihn.

Unruhig forschten Remings Augen in seinen Zügen. Kein Ausbruch des Schmerzes hätte ihn so erschreckt, wie jetzt diese gleichgültige, wegwerfende Art. „In einigen Tagen bist du frei," sagte er endlich. „Ich hoffe es, es wird und muß gelingen. Die Aufregungen der Verhandlung werden dich aus dieser Stimmung reißen. Und dann verreisen wir. Weit fort, ins Fremde, Unbekannte, wo das Leben ein anderes ist und andere Ziele hat."

„Ja, das ist es, warum ich dich zu mir bitten ließ, diese Verhandlung, auf die du wartest. Sie könnte für dich zu einem Triumph werden. Du verdienst ihn, du hast soviel Mühe darauf verwendet. — Sei mir nicht böse, wenn ich dich um diesen Triumph bringe."

„Was willst du tun? Hat Erika dich aufgesucht, willst du den Rat, den sie dir gibt, befolgen? Das kann nicht sein, das darf nicht sein, du bist nicht schuldig!"

„In eurem Sinne nicht. Ich habe diese kleine

Metallspitze nicht an den Arm des Mannes gesetzt, der starb. Ich habe sie nur zu ihm gebracht, seinen Tod angesehen und über ihn berichtet ... Erika war bei mir. Ich habe ihr das nicht erzählt. Tue du es auch nicht. Sie glaubt an meine Schuld. Sie muß daran glauben, um über mich hinwegzukommen, und das will sie. Doch ihre Ratschläge bewegen mich nicht." Er sann eine Weile und blickte Reming dabei ausdruckslos an. „Wie merkwürdig ihr seid," sagte er dann. „Du willst mich vor dem Richterspruch retten, sie vor der Sünde. Aber niemand hat mich gefragt, ob ich gerettet sein will."

„Wie meinst du das?" Die Angst, mit der Reming die Veränderung Leßners gefühlt hatte, begann Umriß und Gestalt zu gewinnen. „Du willst nicht gerettet sein?"

„Nein. Ich will es nicht. Ich hatte einen Halt im Leben, er ist mir genommen. Ich habe mein Fühlen und Denken der einen Frau gegeben. Du weißt es. Wenn sie aufhören mußte, mir alles zu sein ... Ich möchte, daß du mich verstehst. Mein Leben hat seinen Zweck verloren. Ich wünsche nicht, freigesprochen zu werden und wieder von vorne zu beginnen."

„Du wirst neue Ziele finden."

„Warum nach Zielen suchen, wenn sie so leicht verloren gegeben werden können? Nein, sei mir nicht böse. Ich las die Zeitungen der letzten Wochen; jetzt, da die Untersuchung abgeschlossen ist, stellte man sie mir zur Verfügung. Was fand ich da an Leidenschaft und Erregung! Allen, dir, den Richtern, den Advokaten, den Leuten aus hohen und niederen

Gesellschaftsklassen, ist es wichtig, ob ich lebe oder nicht. Nur für mich hat es keine Wichtigkeit mehr."

Reming grub die Zähne in die Unterlippe, er atmete schwer. In Leßners Miene trat der Ausdruck des Mitleids. „Ich kenne die Mühen, denen du dich unterzogen hast, ich danke dir nochmals. Aber du wirst darüber hinwegkommen."

„Höre," sagte Reming nach einer Minute des Schweigens, und seine Stimme klang anders als sonst, „ich gebe dir mein Wort, daß ich jetzt an diese Mühen nicht denke, daß du im Unrecht warst, wenn du es glaubtest. — Ich habe alles das nicht getan, um zu retten; um dich zu retten, habe ich es getan. Um wieder an deiner Seite gehen zu dürfen, oder deine Stimme zu hören, das Leben deiner Augen zu sehen, um den Freund wiederzuhaben! Deshalb, deshalb allein ist alles geschehen! Es ist wahr, ich wußte es selber nicht. Ich hörte von deiner Gefahr und handelte, ohne erst zu erwägen, ohne mich zu prüfen, warum ich es tat. Da kam eines nach dem anderen, weil es notwendig war um deinetwillen. Ich war, seit ich die Nachricht bekam, nie so weit bei Besinnung, um mich zu fragen, was mich rastlos vorwärts trieb, wogegen ich mit diesem Hasten und Wollen ankämpfte: gegen den Gedanken, dich zu verlieren. Es kam auch anderes; kam, wirkte, ging vorüber. Die Gestalt jener Frau, die auch mir alles gewesen, tauchte auf, ich wurde irre an mir und meinem Streben. In diesem Augenblicke aber gibt es kein irren und zweifeln mehr. Um deinetwillen allein ist alles gewesen. Weil ich einen Freund hatte,

weil ich einem Menschen, nur einem, wirklich nahe kam in meinem Leben, weil ich mir Liebe abrang für den einen, die keine Leidenschaft und kein Begehren ist.

Antworte mir nicht. Jetzt antworte mir nicht! — Es wird anders werden, es wird werden, wie du es willst. Gehe in diese Verhandlung. Ein Todesurteil ist undenkbar. Mögen sie dich verurteilen! Nimm die Strafe an, trage sie, trage sie, so lange du willst. Dann wirst du ein Wort sagen, ein Zeichen geben und wirst frei sein. Wir verlassen dieses Land, alle Erinnerungen bleiben zurück. Langsam, ganz langsam wollen wir in anderen Welten das Leben beschleichen, bis wir es an uns reißen können. Ein Leben mit irgendeinem Sinn, für irgend etwas, laß nur diese Zeit, diese Stimmung laß vorübergehen! Schenke mir einen Monat, eine Woche, nur so lange lebe um meinetwillen, aus Güte. Ich — bitte dich — gehe nicht von mir." Er hatte ein Buch ergriffen, ohne es zu wissen, und starrte auf dieses herab, während seine Hände die Blätter zerrissen und zerknüllten.

Hans Leßner war aufgestanden und ans Fenster getreten. „Warum tust du das?" Er sprach sehr rasch und leise, stieß die einzelnen Sätze hervor. „Warum quälst du uns? Ich wußte das nicht. Ich wußte nicht, daß du weinen kannst." Er blickte durch die vergitterten Scheiben. Dann trat er auf ihn zu und sagte sanft, eindringlich. „Du nimmst es zu ernst. Was weiter? Wir wissen doch, wieviel und wie wenig das Leben bedeutet, und was es heißt, wenn einer aus der Reihe tritt. Es ist auch jetzt nicht

mehr. Der eine war dir viel. Es werden dir noch viele etwas sein. Und glaube mir, ich muß es tun." Ihre Blicke trafen sich und Leßner wandte den seinen ab, es herrschte Schweigen.

„Wie willst du es tun?" fragte Reming dann leise.

„Ich möchte lieber nicht mit dir darüber sprechen. Nimm an, ich hätte schon seinerzeit Vorsorge dafür getroffen. Ich hatte ja Mittel zur Verfügung."

„Was ist geschehen, was ist in dieser letzten Zeit mit dir geschehen!"

„Nichts, glaube mir." Leßners Hand lag auf Remings Schulter. „Nichts, als daß ich gedacht habe und wieder gedacht. Aber, was immer du glaubst, versprich mir das eine, daß du an niemand Rache nehmen willst um meinetwillen."

Reming nickte; seine Augen hingen an Hans Leßners Gesicht, als wollten sie sich niemals davon losreißen.

„Das Manuskript, Professor Berliks vielbesprochene Arbeit, ist dir von Erika übergeben worden. Verfüge darüber nach deinem Ermessen."

„Ich werde es vernichten. Es gibt Menschen, die dich lieben, weil sie glauben, daß du es vernichtet hast." —

Als Reming auf den Gang hinausgetreten war, hörte er einen Fall im Zimmer hinter sich. Er riß die Türe wieder auf. Er und der Aufseher, der hier gewartet hatte, eilten in den Raum.

Hans Leßner saß vor seinem Tische, der Kopf war schwer auf dessen Kante aufgefallen. Unter seiner rechten Hand lag eine winzige, kaum einen

Kubikzentimeter fassende Injektionsspritze. Wie diese in seinen Besitz gelangt war, ließ sich nicht feststellen. In den letzten Tagen, wo der Angeklagte mehrere Besuche empfangen hatte, mußte ihm irgend jemand das Instrument mitgebracht haben. Auf Reming, der stets an seine Unschuld geglaubt und eine günstige Wendung des Schicksals für ihn mit Sicherheit erwarten durfte, konnte kein Verdacht fallen. Aber auch Erika Wenks Name wurde nicht genannt.

Die Untersuchung fand heraus, daß diese Spritze, wenn nicht dieselbe, doch vollständig gleichartig mit jener sei, durch welche Professor Berlik den Tod gefunden. — Die große Affäre hatte damit einen geheimnisvollen Abschluß gefunden, der der Erfindungsgabe noch lange Stoff bot, und das Interesse für sie um Wochen verlängerte.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis verschwand Artur Reming aus dem Leben der Residenz. Manche wollten wissen, daß er in Villa Rocca, dem Gute seiner Familie, der Blumenzucht lebe und jeden Verkehr mit Menschen meide.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig